This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

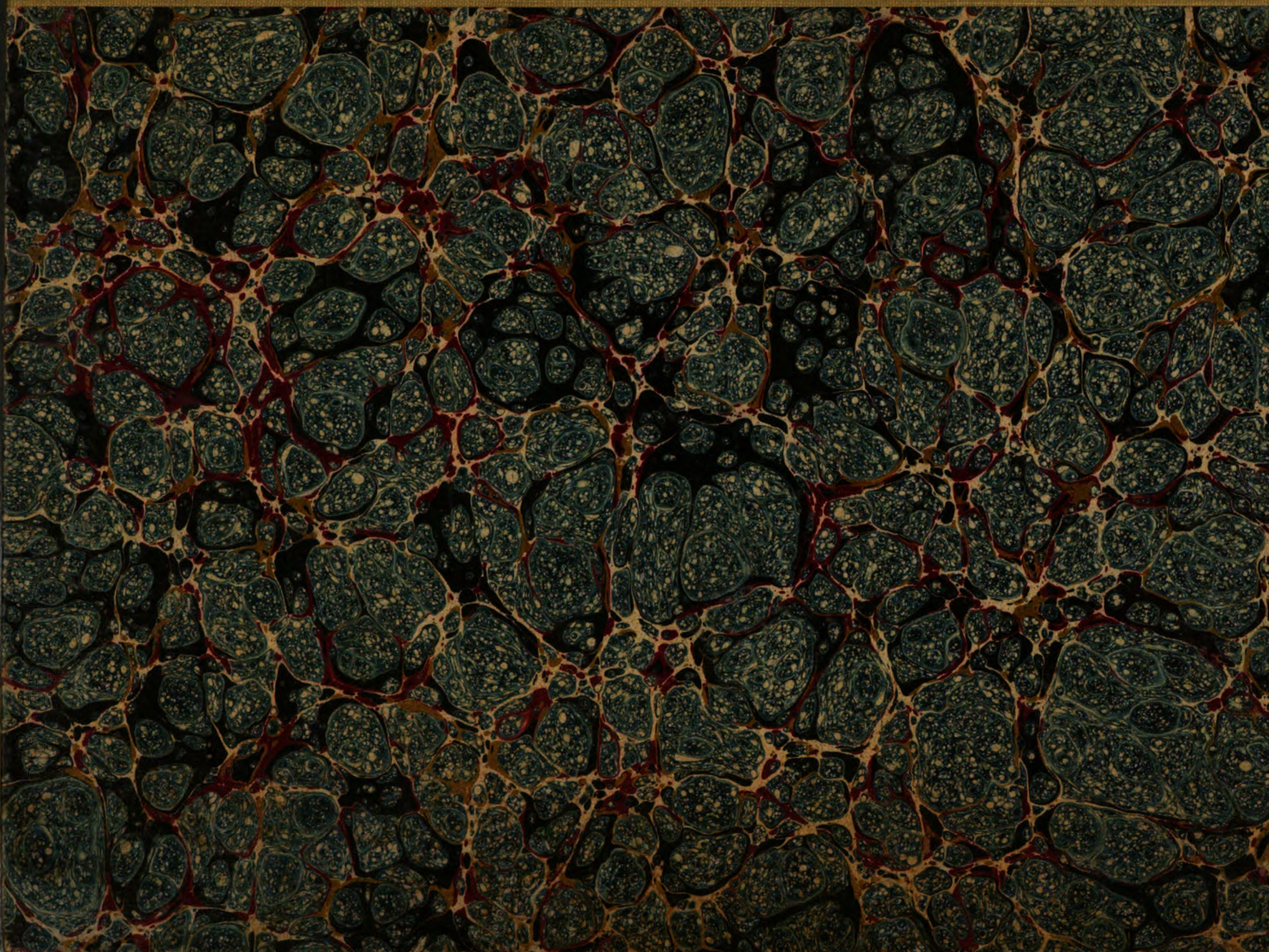
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY



PN
687
G82
N7V1

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

ENGLISH COLLECTION

THE GIFT OF
JAMES MORGAN HART
PROFESSOR OF ENGLISH

A.137779 28/5/1900

Digitized by Google

# Wissenschaftliche Abhandlung

zu dem

# XX.

# Programm

des

# städtischen Gymnasiums zu Stolp

## für das Schuljahr 1876—77.

---

**Gregorius auf dem Steine,**
der mittelalterliche Oedipus.

Von

**Albert Heintze,**
Oberlehrer des Gymnasiums.

---

STOLP.

Druck von F. W. Feige in Stolp.

1877.



Digitized by Google

Hall
Eng. Lit.
28/5/00

A. 137779

Digitized by Google

# Gregorius auf dem Steine,

## der mittelalterliche Oedipus.

Die beiden grossen Geschlechtssagen des griechischen Heroenalters, welche die Schaffenskraft der attischen Tragiker vorzugsweise angeregt haben, die Pelopiden- und die Labdaciden-Sage, gewinnen für uns abgesehen von jenen Meisterwerken des Alterthums ein besonderes Interesse noch dadurch, dass sie in der mittelalterlichen Sage, auf dem Boden der germanischen Welt bemerkenswerthe Gegenstücke haben. Dies ist für die erstere, namentlich insoweit Orestes den Mittelpunkt bildet, die Märe von dem dänischen Prinzen Amleth, welche von Saxo Grammatikus überliefert, schliesslich durch den grossen Briten jene wunderbar tiefsinnige Darstellung gefunden hat.*) Nicht minder hat die Labdacidensage, vorzüglich ihr Hauptheld Oedipus, ein Gegenbild in einer Gestalt des Mittelalters, in Gregorius auf dem Steine. Die Aehnlichkeit beider ist so hervortretend, dass sie sich wohl jedem Leser der Legende von Gregorius aufdrängen wird; auch ist von den Litterarhistorikern (Koberstein, Kurz u. A.) mehrfach darauf hingewiesen worden. Aber eine eingehende Vergleichung, verbunden mit genauerer Zergliederung der Gregoriuslegende, hat meines Wissens noch niemand unternommen. Und doch dürfte eine solche ein besonderes Interesse gewähren, wenn anders es ein Interesse hat, die Entwickelung eines wesentlich gleichen Stoffes auf zwei so verschiedenen Gebieten, wie das griechische Alterthum und das christliche Mittelalter sind, zu verfolgen. Die sittlichen und religiösen Anschauungen dieser beiden Zeitalter werden dabei in gegenseitiger Beleuchtung um so schärfer hervortreten. Gleichzeitig wird auch der Werth beider Sagen näher festgestellt werden können, namentlich derjenige der Gregoriuslegende, über welche die Urtheile ja so sehr auseinandergehen.**)

Um dieser Vergleichung einen festeren Boden zu schaffen und den Leser vorläufig zu orientiren, möge hier zunächst eine Gegenüberstellung beider Sagen nach ihren thatsächlichen Momenten folgen.

Bei der Sage von Oedipus wird es genügen, in der Kürze an die Grundzüge derselben zu erinnern.

---

*) Eine Vergleichung beider, insbesondere des sophokleischen Orestes und des shakespearischen Hamlet habe ich in dem Oster-Programm des Treptower Bugenhagianums von 1857 versucht.

**) Leider war es dem Verfasser, der erst nach Mich. 1876 die Arbeit übernahm, nicht mehr möglich, sich das Material zu derselben in dem gewünschten Umfange zu verschaffen. Mängel der Arbeit möge man hiermit und überhaupt mit der Kürze der verstatteten Zeit entschuldigen.



Digitized by Google

Laïus, Sohn des Labdakus, König von Theben, hat den Chrysippus, einen Sohn des Pelops, entführt und ist dafür von dem Fluche getroffen worden, dass er durch seinen eigenen Sohn das Leben verlieren solle. Da ihm nun nach längerer Zeit von seiner Gemahlin Iokaste ein Sohn geboren wird, so lässt er das Kind mit zusammengeschnürten und durchstochenen Füssen auf dem Cithäron aussetzen. Doch korinthische Hirten retten es und bringen es ihrer kinderlosen Herrschaft, dem Könige Polybus und seiner Gemahlin Merope, welche den Findling, dem sie nach seinen geschwollenen Füssen den Namen Oedipus d. i. Schwellfuss beilegen, mit treuer Liebe als ihr eigenes Kind erziehen. Als Oedipus herangewachsen ist, entstehen bei einem Streite mit einem Altersgenossen in ihm Zweifel über seine Herkunft. Um ihrer entledigt zu werden, machte er sich auf den Weg zum delphischen Orakel. Der Gott aber, statt auf seine Frage zu antworten, verkündet ihm als sein Loos, der „Mörder seines Vaters zu werden, mit der Mutter sich zu vermählen und ein den Menschen grauses Geschlecht zu erzeugen". Um dieser Voraussagung zu entrinnen, beschliesst Oedipus die korinthische Heimat zu meiden. Einsam durch Phocis wandernd trifft er in einem Engpasse mit Laius zusammen, der gerade auf einer Reise nach Delphi begriffen ist, geräth mit ihm in gefährlichen Streit und erschlägt ihn, ohne zu ahnen, dass damit der erste Theil jener Prophezeiung schon erfüllt ist. Er kommt darauf nach Theben, befreit durch Lösung des bekannten Räthsels die Stadt von der Sphinx, der geflügelten Löwin mit dem Jungfrauen-Antlitz, und empfängt zum Lohn den erledigten Thron, nebst der Hand der Königswitwe — seiner Mutter Iokaste. Lange Jahre herrscht Oedipus in ungestörtem Wohlergehen — vier Kinder sind ihm inzwischen geboren — da bricht eine furchtbare Seuche in Theben aus. Desshalb befragt erklärt das Orakel, man solle den Mörder des Laius tödten oder verbannen, denn diese Blutschuld belaste das Land. Um dem Gebote zu genügen, stellt Oedipus die eifrigste Untersuchung an, welche denn auch die ganze schreckliche Wahrheit an den Tag bringt. Während Iokaste sich infolge dessen selbst das Leben nimmt, sticht Oedipus sich die Augen aus. Als blinder Bettler, von seiner Tochter Antigone geleitet, wandert er über Theben's Grenzen, bis er in Attika bei Theseus gastfreundliche Aufnahme und im Hain der Eumeniden zu Kolonos ein friedliches Grab findet.

Ueber seine Söhne Polynices und Eteokles hatte Oedipus wegen ihres unkindlichen Verhaltens den Fluch ausgesprochen, dass sie „ihr Erbe mit dem Schwerte theilen sollten". Dies geht denn auch nur zu bald in Erfüllung. Polynices, von Eteokles widerrechtlich seiner Ansprüche beraubt, flieht zum König Adrastus von Argos, wird dessen Eidam und führt mit seiner Hülfe ein grosses verbündetes Heer unter sieben Anführern gegen seine Vaterstadt („die Sieben gegen Theben"). Allein der Angriff wird abgeschlagen, und die Führer fallen sämmtlich, darunter Polynices im Wechselmorde mit Eteokles. Der Leichnam des Polynices als eines Vaterlandsverräthers soll nach dem Gebote Kreons, des Bruders der Iokaste, der nunmehr die Zügel der Herrschaft ergriffen hat, unbeerdigt liegen bleiben; trotzdem bestattet Antigone den Bruder und wird dafür auf Kreons Befehl im Grabgewölbe der Labdaciden lebendig eingemauert, wo sie sich selber den Tod gibt, in welchen ihr Verlobter Hämon, Kreon's Sohn, ihr folgt.

Und nun etwas ausführlicher die Sage von Gregorius, wie sie der höfische Dichter Hartmann von Aue, zunächst wohl nach einer französischen Quelle*) in seiner Erzählung von *„Grègorjus, dem guoten sündaere"* dargestellt hat.

*) Als solche bezeichnet Fedor Bech in seiner Ausgabe der Gedichte Hartmann's (Deutsche Klassiker des Mittelalters V, 2) das altfranz. Gedicht des 12. Jahrh., welches unter dem Titel Vie du pape Grégoire le Grand,

Digitized by Google

Ein Fürst in dem wälschen Lande Aquitanien hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, beide gleichermassen so recht schön und wonnig. Die Mutter war schon bei ihrer Geburt gestorben, und als die Kinder zu zehn Jahren gekommen, fühlte auch der Vater das Nahen des Todes. Er berief deshalb die Besten des Landes, empfahl ihnen seine Kinder und ermahnte mit Thränen besonders noch den Sohn zu treubrüderlichem Verhalten gegen seine Schwester. Die Geschwister lieben sich nach des Vaters Tode auf das Zärtlichste. Durch die Lockungen des bösen Feindes aber wird der allzu vertraute Bruder verleitet, seine innige Liebe zu unheiligem Sinne zu verkehren und seiner Schwester in unerlaubter Weise zu nahen. Als die Folgen eintreten, wenden sich beide an einen weisen Rathgeber, der ihnen schon vom Vater empfohlen war, und entdecken ihm ihre grosse Noth. Auf seinen Rath entschliesst sich der Jüngling zu einer Fahrt nach dem heiligen Grabe; die Schwester aber, welche inzwischen die Verwaltung des Landes übernimmt, zieht zu dem väterlichen Freunde ins Haus, wo sie an dessen frommer Gattin die treueste Pflegerin findet. Dort genest sie heimlich eines schönen Knaben. Dieses Kind wird in ein Kästchen gethan, das mit dem besten Seidenzeuge aus Alexandrien ausgelegt ist; auch wird ihm, ausser 20 Mark Gold, eine kostbare elfenbeinerne Tafel beigegeben, auf welcher vermerkt ist, dass das Kind von hoher Geburt, sowie dass seine Mutter seine Base, sein Vater sein Oheim sei; wer es finde, möge es taufen lassen und erziehen, auch unterrichten, damit es einst die Inschrift der Tafel lesen könne. Dann würde es sich nicht überheben und würde auch seiner Eltern vor Gott gedenken. So ausgestattet wird die mit möglichster Vorsicht verschlossene Kiste bei nächtlicher Weile in eine Barke gelegt und mit mancher Thräne den Wogen des Meeres übergeben. Nun kommt die Nachricht, dass der Bruder vor Antritt seiner Wallfahrt aus Herzeleid gestorben sei. Da zieht die Schwester hin und begräbt ihn mit grosser Klage; darnach lebt sie, die jetzige Landesherrin, zurückgezogen und gottergeben wie eine Büssende und versagt Allen, die um sie werben, ihre Hand. Einer der Freier aber, ein mächtiger Herzog aus der Nachbarschaft, sucht sie mit Gewalt zu gewinnen, indem er ihr Land verwüstet und sie selbst in ihre Hauptstadt einschliesst.

Die Barke mit dem Kindlein ist inzwischen an ein fernes Gestade getrieben worden, in dessen Nähe ein Kloster liegt. Dort wird sie von zwei Fischern entdeckt, welche dem Abte, ihrem Herrn, den Fund nicht verhehlen können. Dieser tauft das Kind auf seinen eigenen Namen Gregorius und vertraut dem ärmeren der beiden Fischer, die Brüder sind, unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Pflege des Findlings. Sechs Jahre alt wird der Knabe in das Kloster selbst aufgenommen und dort von seinem geistlichen Vater auf das Sorgfältigste unterrichtet. Er offenbart hier herrliche Anlagen und Tugenden und macht so grosse Fortschritte, dass er alle Mitschüler überholt — „an Jahren ein Kind, an Verstand ein Mann“. So kommt sein funfzehntes Jahr heran; da wird er eines Tages von seiner früheren Pflegemutter, der Fischerfrau, dafür, dass er ihrem Sohne beim Spiele unversehens wehe gethan, im Zorn ein Findling *(funtkint)* und ausländischer Bettelknabe geheissen. Durch diesen Vorwurf wird der Jüngling so sehr gekränkt, dass er sofort den Abt um Auskunft über seine Geburt angeht, und als er diese erhalten, will er nicht länger bleiben, sondern, um die übele Nachrede zu

legende française, von V. Luzarche (Tours 1857) zum ersten Male herausgegeben worden ist. Lippold hingegen, in seiner Dissertation „über die Quelle des Gregorius Hartmann's von Aue“ (Leipzig 1869), kommt nach eingehender Vergleichung beider Gedichte zu dem Ergebnis, die Frage, ob Hartmann von der französischen Legende unmittelbar abhängig sei, zu verneinen und eine dritte, französische oder lateinische Fassung, als Quelle für die mittelhochdeutsche Erzählung anzunehmen.



Digitized by Google

meiden, in die weite Welt fortziehen; vielleicht dass er dann auch das Land seiner Geburt finde. Vergebens bemüht sich der Abt, ihn dem Kloster, für das er ihn bestimmt hat, zu erhalten; Gregor fühlt sich übermächtig zum Ritterleben hingezogen, von welchem er in Gedanken immerfort träumt. Nachdem er endlich hierzu nach Wunsch gerüstet worden und seine Tafel in Empfang genommen, nebst dem ins Kästchen gelegten Gelde, welches der Abt treulich verwaltet hat, scheidet er von dem Kloster und schifft sich aufs Ungewisse ein. Die Winde treiben das Fahrzeug an das Land seiner Mutter, welche, wie vorhin erwähnt, damals gerade in ihrer Hauptstadt belagert wurde. Nachdem Gregorius hier Einlass gefunden, erwirbt er sich bald den Namen des besten Ritters, und es gelingt ihm schliesslich, auch den feindlichen Heerführer im Zweikampf zu überwinden und das Reich zu befreien. Auf die Bitte der Landesherren sich zu vermählen, wählt nun die Fürstin den fremden Ritter, obgleich seine Kleider sie lebhaft an die einst ihrem Kinde mitgegebenen Seidenzeuge erinnert hatten, und Gregorius wird seiner Mutter Gatte.

Der neue Herrscher führt die Zügel der Regierung mit kräftiger und gerechter Hand; das Lesen jener Tafel aber, dem er sich täglich bei verschlossener Thür unterzieht, erregt bald die Neugier einer Dienerin, welcher es auffällt, dass Gregorius aus dem Gemache, auch wenn er fröhlich hineingegangen, stets niedergeschlagen und mit rothgeweinten Augen herauskommt. Sie macht ihrer Herrin davon Mittheilung; diese bemächtigt sich bei der nächsten Abwesenheit des Gemahls, der zu Walde auf die Birsch geritten ist, der Tafel und findet, dass sie „abermal in die tiefsten Wogen tödtlicher Sünden versenkt ist". Auch Gregorius, sofort von der Jagd zurückgerufen, wird von namenlosem Weh befallen; doch wehrt er der Verzweiflung seiner Mutter, indem er ihr räth, sich durch Busse und gute Werke mit Gott zu versöhnen. Er selbst legt seine reichen Kleider ab und verlässt Thron und Land. Drei Tage irrt er in haerenem Gewande umher, bis er endlich zu einer Fischerhütte am Meere kommt. Er bittet um Herberge, wird aber von dem Eigenthümer, weil dieser ihn für einen Betrüger hält, wegen seiner Busse verhöhnt und erlangt nur durch Fürsprache der mitleidigen Fischerfrau Aufnahme. Am andern Morgen bringt ihn, seinem Wunsche gemäss, sein hartherziger Wirt auf einen einsamen, wilden Felsen im Meere; dort schliesst er obendrein seine Füsse mit einer eisernen Fessel und wirft den Schlüssel dazu in die Flut, indem er höhnend ruft: wenn der Schlüssel wiedergefunden werde, wolle er ihn für einen heiligen Mann halten. Die Tafel aber war bei der Eile des Aufbruchs auf dem Gehöfte des Fischers liegen geblieben.

Auf jenem Steine, allem Ungemach der Witterung preisgegeben, verlebt Gregorius siebzehn Jahre, indem er nur ein wenig Wasser geniesst, das aus einer Spalte des Felsens quillt, Da ereignet es sich, dass in Rom der Papst stirbt und die Römer sich über die Wahl des Nachfolgers nicht einigen können. Endlich werden sie durch Gottes Stimme, die sich zwei weisen Römern gleichermassen in der Nacht kund gibt, auf Gregor von Aquitanien hingewiesen. Es werden deshalb diese beiden als Abgeordnete ausgesandt, um den Bezeichneten aufzusuchen. Dieselben gelangen, von Gott geleitet, zu jener Hütte am Meer, in welcher auch Gregor einmal zu Herberg gewesen, und werden als reiche Gäste wohl aufgenommen. In dem Bauche eines grossen Fisches, den er seinen Gästen vorsetzen will, findet der Fischer zu seinem Schrecken den Schlüssel wieder, mit welchem er Gregorius festgeschlossen hat. Reuig erzählt er seinen Gästen, wie er einst vor siebzehn Jahren einen Mann auf den Felsen gebracht habe. Die Boten erkennen aus Allem, dass es der Mann ist, den sie suchen, und lassen sich am nächsten Morgen nach dem wilden Steine fahren. Gregorius weigert sich anfangs, als ganz sündenvoller und

Digitized by Google

unwürdiger Mensch, der überraschenden Berufung Folge zu leisten; er sei unwerth der linden Lüfte und des lichten Sonnenscheins. Wie er aber vernimmt, dass der Schlüssel zu seinem Marterwerkzeuge sich wieder gefunden habe, erkennt er darin Gottes Finger und gibt nach. Sobald er auch noch seine Tafel wieder erhalten, die unter Unkraut und Schutt so neu geblieben ist, als wäre sie eben aus des Künstlers Hand gekommen, bricht er mit den Gesandten gen Rom auf. Unter seinen Schritten spriessen gleichsam die Wunder: die Speise in den Gefässen der Begleiter vermindert sich nicht, soviel sie auch daraus nehmen, und drei Tage vor ihrer Ankunft fangen alle Glocken in Rom von selber an zu läuten, um den Bürgern zu verkünden, dass nun ihr neuer Richter komme. Da eilt Alles zu seinem feierlichen Empfange hinaus, mit Lobgesängen ihm entgegen ziehend. Gregorius heilt viele Kranke, die auf dem Wege seiner harren, besteigt den päpstlichen Thron und regiert nach des heiligen Geistes Lehre, gleich herrlich in Milde und in Kraft.

Die Kunde von dem neuen Papste, dem Troste der Sünder, verbreitet sich auch nach Aquitanien und veranlasst Gregor's noch lebende Mutter, die nach des Sohnes Anweisung stets Reue und Busse gepflegt hat, ebenfalls nach Rom zu pilgern, um dort Freisprechung von ihren Sünden zu erlangen. Indem sie ihre Schuld beichtet, erkennen sich Mutter und Sohn wieder und leben fortan als zwei auserwählte Gotteskinder ungeschieden bis an ihren Tod.

So die Legende! Die grosse Aehnlichkeit mit der Oedipussage tritt deutlich hervor, vorzüglich wenn wir unser Augenmerk auf den Hauptheldeu richten. Auch Gregorius wird von seinen Eltern ausgesetzt, jedoch gerettet und in der Fremde erzogen. Erwachsen kommt er, ohne es zu wissen, in sein wahres Vaterland, befreit es von schwerer Bedrängnis und erhält, da der eigentliche Herrscher, sein Vater, gestorben ist, die Hand der Fürstin — seiner Mutter. Als das Unheil an den Tag kommt, verlässt er sein Reich und straft sich selber auf das Strengste für die Verschuldung, die er wider Wissen und Willen auf sich geladen hat. Das sind die sogleich sich ergebenden, auf der Oberfläche liegenden Uebereinstimmungen; andere werden bei genauerer Betrachtung sich herausstellen. So nennt denn Koberstein die Erzählung mit Recht eine „mittelalterliche Oedipussage", und Greith, der erste Herausgeber, behauptet geradezu die Einerleiheit*) Andere haben im Gegensatze hierzu auf die Zeitverhältnisse und Zeitideen hingewiesen, die im 11. Jahrh. das Entstehen einer solchen Legende begünstigt hätten. So hebt Cholevius hervor, dass in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. die Kirche ihre Aufmerksamkeit der Ehe und den verbotenen Graden zugewendet und auch die Verwandtschaft derjenigen Gatten geprüft habe, die sich von Frevel in dieser Hinsicht rein wussten und durch zufällige Entdeckungen, vielleicht Erdichtungen ins Verderben geriethen. Doch urtheilt auch Cholevius, dass die Oedipussage auf die Erfindung ähnlicher Legenden Einfluss gehabt habe, wenn dieselben auch nicht allein aus einer Erinnerung an Oedipus hätten entstehen können.**)

Ein neues Licht über den Zusammenhang zwischen Oedipus und Gregorius hat Lippold durch die schon vorhin genannte Dissertation verbreitet. Er hebt zunächst hervor (S. 51). dass ein unmittelbarer Anschluss an die Antike, der Art, dass dem ersten Erzähler der Gregoriuslegende die volle Oedipusfabel vorgelegen habe, nicht wohl anzunehmen sei; denn dann sei kein befriedigender Erklärungsgrund für das Weglassen des Vatermordes zu finden. Es würde diese Weglassung ein zu auffälliger Sprung in der Geschichte der Sage sein. Ein anderes Aussehen aber gewinne die Sache, wenn man zwei sonst nicht hochstehende, aber noch grie-

*) Greith, Spicilegium Vaticanum 1838.

**) Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. Th. I. S. 166 f.

Digitized by Google

chische Fassungen der Oedipussage in Betracht ziehe, nämlich die bei Suidas unter dem Art. Οἰδίπους und die bei Cedrenus (ed. Bekker pag. 45), mit folgendem wesentlich übereinstimmenden Inhalt: „Als Oedipus geboren ist, erhält der Vater den Spruch, dass der Sohn die eigene Mutter ehelichen werde. Darauf die Aussetzung. Zum Manne herangewachsen raubt Oedipus im Lande umher zu der Zeit, da die Sphinx erschienen ist. Diese, ein hässliches Weib und thierischer Natur, überfällt mit einer Mordschaar von gelegener Stelle aus die Vorüberziehenden. Oedipus gesellt sich zu ihr, aber nur aus List, um ihr nahe zu kommen; denn zu günstiger Stunde tödtet er sie. Die Thebaner rufen ihn deshalb zum König aus. Laius, darüber ergrimmt, bekriegt sie und fällt, durch einen Stein am Kopfe getroffen. Iokaste heirathet dann, um nicht des Thrones verlustig zu gehen, den Oedipus. Die Erkennung endlich hat keine Beziehung auf den Tod des Laius.“ Hier nun liegt, wie Lippold weiter bemerkt, deutlich eine entmythisirte und verflachte Sagenform vor. Ein Orakel wird allerdings noch gegeben, aber nach der Geburt des Oedipus, ohne etwas vom Vatermorde zu sagen. Laius wird infolge seines feigen Benehmens der Sphinx gegenüber durch Oedipus Auftreten in einen Kampf verwickelt, nicht aber ausdrücklich von ihm getödtet. Die Sphinx endlich ist vermenschlicht. Die Sage bewegt sich in dieser Fassung offenbar auf den Punkt hin, die Misheirath des Oedipus zum Angelpunkte zu machen, sie bewegt sich der Darstellung der Ereignisse in der Gregoriuslegende zu. Wir werden demnach mit Lippold, der dies auf S. 53—54 seiner Abhandlung weiter ausführt, hier Spuren davon erkennen, dass sich die Sage im Munde des Volkes fortfristete, doch dabei manche Einbusse erlitt, bis der verbliebene Rest ein Samenkorn wurde, welches auf dem Boden des Mittelalters, unter dem Einfluss besonderer Zeitverhältnisse zu neuem, eigenartigem Leben sich entwickelte.*)

Gehen wir nunmehr auf die Vergleichung näher ein, so ist vor Allem festzustellen, dass sich die mittelalterliche Legende in einem viel kleineren Kreise bewegt als die antike Sage. In letzterer pflanzt sich das Unheil durch drei Generationen fort: es beginnt mit Laius, erreicht eine furchtbare Höhe in Oedipus und kommt kaum zum Abschluss mit dem Untergange seiner Kinder.**) Lawinenartig schwillt es an, erfasst die verwandte Familie der Echioniden (Iokaste Kreon, Hämon) und zieht auch die Verbündeten des Polynices, die ursprünglich ganz unbetheiligten sechs Fürsten mit ihren Schaaren in seine verderbenbringenden Wirbel hinein. In der Legende dagegen geht das Unheil nur durch zwei Generationen; da die Ehe des Gregorius kinderlos ist, so kann Schuld und Unheil nicht noch auf ein drittes Glied fortwuchern, beides beschränkt sich hier überhaupt auf drei Personen: die Geschwister und ihr gemeinsames Kind. Dort eine fast endlose Verkettung von Greueln und Unglücksgeschichten: Knabenschändung, Vatermord, Incest mit der Mutter, Brudermord, Selbstmord, Einmauerung — eine Reihenfolge, die den attischen Tragikern eine reiche Fundgrube für erschütternde Scenen war — hier nur zwei schwere Thaten: der zwiefache Incest. Daraus ergiebt sich, wie wenig begründet Roquette's Urtheil ist, dass „das Grässliche der Antike hier durch neue Zuthaten noch überboten sei“

*) Schliesslich wurde die Sage sogar, wohl um den „guten Sünder“ recht zu erheben, mit dem Namen eines hochberühmten Papstes in Verbindung gesetzt. — Noch andere Fassungen der Oedipus-Gregoriussage sind: die Geschichte von Judas in der Legenda aurea cap. XLV (s. Cholevius a. a. O. S. 168); die Legende vom h. Albinus; das serbische Volkslied vom Findling Simon, zuerst mitgetheilt von Talvj. I, 139, welches sich durch kühne, knappe Form und das Feuer unmittelbarer Empfindung auszeichnet; endlich ein italienisches Märchen, il figliuolo di germani, wo die ritterlichen Verhältnisse durchweg in bürgerlich volksthümliche umgesetzt sind (Lippold a. a. O. S. 55—58).

**) Nach späterer Sage schliesst sich bekanntlich noch der „Epigonenkrieg“ an.

Digitized by Google

(Geschichte der deutschen Litteratur Th. I. S. 73). Roquette überschaut eben die griechische Sage nicht ihrem ganzen Umfange nach. Vielmehr zeigt sich auf Seiten des Mittelalters, wie diese Gegenüberstellung sofort hervortreten lässt, eine bedeutende Beschränkung und Vereinfachung, mit einem Worte, eine entschiedene Milderung.

Fassen wir jetzt die einzelnen Punkte ins Auge!

An der Spitze steht in der antiken Sage die Entführung des Chrysippus, welchen Laius, von seiner Schönheit bezaubert, seinem Vater Pelops in Elis raubte und nach Theben mitnahm. Dies ist die Urschuld (πρώταρχος ἄτη). Es wird noch hinzugefügt, dass Laius der erste unter den Menschen gewesen, der diese naturwidrige Verirrung, die Knabenliebe (ἀῤῥενοφθορία), aufbrachte, wie Zeus unter den Göttern den Ganymedes geraubt habe. Das weist uns auf eine der dunkelsten Schattenseiten des griechischen Lebens hin, auf die scheussliche Nationalsünde der Hellenen (Ἑλληνικὸς τρόπος Xenoph. Cyrop. II, 2, 28. s. Bekker, Charikles II, 199), welche hier in so characteristischer Weise an der Spitze der griechischen Sage steht.

Für die Verderbung seines Sohnes, der sich dann selber das Leben genommen, fluchte Pelops dem Laius, er solle nie einen Sohn erhalten, oder wenn es geschähe, durch denselben getödtet werden. Nach langer Kinderlosigkeit wandte Laius sich an den delphischen Apollo mit der Bitte um Nachkommenschaft. Da bekam er dieses Orakel:

Λάϊε Λαβδακίδη, παίδων γένος ὄλβιον αἰτεῖς.
δώσω τοι φίλον υἱόν, ἀτὰρ πεπρωμένον ἐστίν
σοῦ παιδὸς χείρεσσι λιπεῖν φάος . ὣς γὰρ ἔνευσεν
Ζεὺς Κρονίδης, Πέλοπος στυγεραῖς ἀραῖσι πιθήσας,
οὗ φίλον ἥρπασας υἱόν · ὁ δ'ηὔξατό σοι τάδε πάντα.

Der Schuld des Laius entspricht die Strafe. Für solch einen schweren Frevel wider die Natur war es eine ganz entsprechende Strafe, dass ihm nun der natürliche Segen der Ehe versagt oder, da Laius darum bittet, nur unter einer Bedingung gewährt wird, die noch schlimmer ist als Nichtgewährung: er soll durch seinen Sohn das Leben verlieren. Das will der Fluch des Pelops, und diesen Fluch des schwergeschädigten Vaters bestätigen die Götter und leihen ihm selbst ihren Arm (ὣς ἔνευσε Ζεὺς Κρονίδης, Πέλοπος ἀραῖσι πιθήσας). Was aber für Laius gerechte Strafe war, das wird nun freilich für den Sohn Verhängnis. Oedipus wird schon vor seiner Geburt zum Mörder seines Vaters bestimmt — das ist das herbe Geschick, dem er auf keine Weise zu entrinnen vermag. Denn die Unthat des Laius kann nicht ungerochen bleiben, und der Götterspruch, durch den Fluch des Pelops veranlasst, kann nicht unerfüllt bleiben. Dies, das Oedipus nach dem Spruche des pythischen Gottes und nach Schicksalsbestimmung seinen Vater habe erschlagen müssen, ist durchgehende Anschauung. Schon bei Pindar Ol. 2, 39 ff. findet sich die Wendung, dass Oedipus „den alten Spruch der Pythia" erfüllt habe, als er seinen Vater Laius erschlug (μόριμος υἱὸς — ἐν Πυθῶνι χρησθέν παλαίφατον τέλεσσεν). Dann wurde die Sage von Aeschylus in diesem Sinne dramatisch in einer Trilogie bearbeitet, von welcher nur die „Sieben gegen Theben" erhalten sind. Auf ihn folgte Sophokles mit den beiden Oedipus und der Antigone. In dem „König Oedipus" lässt er die Iokaste sagen:

χρησμὸς γὰρ ἦλθε Λαΐῳ —
ὡς αὐτὸν ἥξοι μοῖρα πρὸς παιδὸς θανεῖν,
ὅστις γένοιτ' ἐμοῦ τε κἀκείνου πάρα (V. 711 ff.)
— ὃν (Λάϊον) γε λοξίας
διεῖπε (bestimmt erklärte) χρῆναι παιδὸς ἐξ ἐμοῦ θανεῖν (V. 853 f.) —

Digitized by Google

womit die Angabe des Oedipus in Betreff des ihm selbst zu Theil gewordenen Orakels stimmt:

— δεινὰ καὶ δύστηνα προύφάνη λέγων,
ὡς μητρὶ μὲν χρείη με μιχθῆναι, γένος δ'
ἄτλητον ἀνθρώποισι δηλώσοιμ' ὁρᾶν,
φονεύς δ' ἐσοίμην τοῦ φυτεύσαντος πατρός (V. 791 ff. vgl. 995 f.).

In diesem Sinne führt auch Oedipus in dem zweiten Drama (O. auf Kolonos V. 960 ff.) seine Vertheidigung gegen Kreon, indem er hervorhebt, dass die Götter, welche dem Geschlechte wohl schon lange zürnten, bereits vor seiner (des Oedipus) Geburt dem Laius als sein Schiksal verkündet hätten, durch Kindes Hand zu sterben, dass mithin aus solchem unfreiwilligen Thun kein Vorwurf für ihn abgeleitet werden könne.

Endlich bei Euripides lautet das Orakel (Phön. 18 ff).:

μή σπεῖρε τέκνων ἄλοκα δαιμόνων βίᾳ ·
εἰ γὰρ τεκνώσεις παῖδ', ἀποκτενεῖ σ' ὁ φύς,
καὶ πᾶς σὸς οἶκος βήσεται δι' αἵματος.

„Mörder seines Vaters zu werden" (Eur. Phön. 1602) das erscheint somit durchaus als μοῖρα, Verhängnis und Schicksal des Oedipus, des „μόριμος νιός". Dem Schicksal aber, dem μόρσιμον, πεπρωμένον kann niemand entfliehen, es ist unabwendlich: τὸ μόρσιμον οὐ παρφυκτόν (Pind. Pyth. 12, 30). Das ist ein Hauptsatz des griechischen Glaubens, der durch alle Zeiträume in den mannigfachsten Formen wiederholt wird.*)

Nun hat man freilich behaupten wollen, dass bei Sophokles die Bedeutung des Orakels, welches dem Oedipus zu Theil geworden, für die erste der beiden nach ihm benannten Tragödien eine andere sei, dass es hier nur den Sinn einer Warnung habe. Diese Ansicht hat besonders Th. Kock in mehreren Programm-Abhandlungen eingehend und mit grosser Beredsamkeit verfochten.**)

Die einfache Aneinanderreihung der bezüglichen Stellen, wie sie vorhin ausgeführt ist, dürfte schon genügen, die Haltlosigkeit dieser Annahme ins Licht zu setzen. Sophokles tritt in der Form, die er dem Orakel gibt, gar nicht aus der Reihe heraus, es kehren auch bei ihm, selbst im „König Oedipus", die Ausdrücke μοῖρα, χρῆναι immer wieder, und das Orakel hat auch bei ihm durchaus nur die Form der Vorankündigung dessen, was geschehen wird, geschehen muss.

Kock beruft sich freilich auf die Orakelsprüche, welche dem Krösus zu Theil wurden, als er sich zum Kampfe gegen Cyrus rüstete; aber gerade diese Orakel zeugen gegen ihn. Allerdings sind sie Warnungen, aber das tritt auch in der Form deutlich heror. Κροῖσος Ἅλυν διάβας μεγάλην ἀρχὴν καταλύσει — man sieht, die Form ist hypothetisch: „Wenn Kr. den Halys überschreitet, wird er ein grosses Reich zerstören" — dagegen ist das Orakel des Oedipus ganz apodictisch. Und das zweite Orakel des Krösus sagt geradezu, was er thun solle, um seinem Sturze zu entgehen.***)

---

*) s. Nägelsbach, Nachhom. Theologie S. 145, welcher dies mit Beispielen aus Homer, Theognis, den Tragikern, Plutarch belegt.

**) Kock, Ueber den aristotelischen Begriff der Katharsis in der Tragödie und die Anwendung derselben auf den König Oedipus. Elbing 1852—53. — Sophokleische Studien. Zweites Heft: Ein zusammenhängender Commentar zum König Oedipus. Guben 1857.

***) Im Uebrigen muss hier in Betreff dieser verschiedenen Orakelsprüche sowie in Betreff der eigenthümlich-rationalistischen Anschauung von dem delphischen Orakel überhaupt, welche Kock schon der Zeit des

Digitized by Google

Die Form der Warnung ist in der Oedipussage, wenn man den klaren Worten nicht Gewalt anthun will, einzig in dem Orakel des Laius: μὴ σπεῖρε τέκνων ἄλοκα δαιμόνων βίᾳ (vgl. Aeschylus Sieben g. Theben V. 730 ff.). Laius hat noch die Wahl, hat Freiheit des Handelns, auch nach jenem ausführlicher begründenden Spruch auf S. 7. Er hat es noch in seiner Hand, all dem Unheil, das an die Geburt eines Sohnes geknüpft ist, vorzubeugen. Laius beachtet diese Warnung nicht, er zeugt einen Sohn: nun ist des Schicksals Lauf nicht mehr zu hemmen. Der Fluch des Pelops wirkt fort durch zwei Generationen, und wo er zu ermatten scheint, bei der dritten, da tritt ein neuer Fluch ein, der des Oedipus gegen seine Söhne — und Elternfluch besitzt nach griechischer Vorstellung eine furchtbare, geradezu dämonische Gewalt. So bilden diese beiden Flüche eine Verkettung, welche wie mit ehernen Klammern die ganze Labdacidensage zusammenhält. Gleich einem stählernen Netz ist das Schicksal über das ganze Geschlecht des Laius gebreitet, unzerreissbar, unentrinnbar. Alles Ankämpfen dawider ist vergebens: durch das, was Menschen dagegen thun, führen sie nur um so gewisser das Schicksal herbei. Hinsichtlich der durch Fluch und Orakelspruch gegebenen Momente sind die Hauptpersonen: Oedipus, Iokaste, Polynices, Eteokles durchaus unfrei; erst Antigone, die von keinem Schicksalsfluche mehr unmittelbar berührt wird, ist in ihrem Handeln frei.*)

Der Grundfehler des antiken Mythus liegt zu Tage. Er besteht darin, dass die höchste Instanz, die Gottheit selber, den in der Leidenschaft ausgestossenen Fluch eines Menschen sich in seinem ganzen Umfange zu eigen macht und ihn ausführt. Allerdings konnte die That des Laius nicht ungestraft bleiben; aber die Bestrafung durfte nicht in der Art festgesetzt werden, dass in das Geschick des an jenem Frevel unschuldigen Sohnes so gewaltthätig hineingegriffen wurde. Die Strafe des Laius durfte nur darin bestehen, dass ihm, der gegen die Gesetze der Natur gefrevelt hatte, nun der natürliche Segen der Ehe versagt ward, dass er überhaupt ohne

---

Sophokles zueignen will, auf die Gegenschriften jener Abhandlungen verwiesen werden, insbesondere auf Fiebig, Einige Worte der Entgegnung u. s. w. Programm, Troppau 1857, und Bergenroth, Ist der K. Oedipus des Sophokles eine Schicksalstragödie? Progr. Thorn 1861.

*) Preller, Griech. Mythologie II, S. 343 f. (zweite Aufl.) vermuthet, dass der Oedipussage alte Allegorien des Naturlebens zu Grunde liegen, ähnlich wie den Mythen von Lykurgus (der ebenfalls geblendet wird), Pentheus und Labdakus (s. I, 538 f.). In diesem Falle würde Oedipus, der an den Füssen Verstümmelte, der Geblendete, der seinen Vater Tödtende, seiner Mutter Vermählte, urspr. eine Personification des Winters gewesen sein, so gut wie jene. O. tödtet seinen Vater, weil Winter und Tod wahlverwandt sind, und befruchtet als χειμών seine eigene Mutter, die Erde. Man vergleiche die Bilder vom Winter bei Grimm, deutsche Myth. S. 725, in Volksliedern, welche den Kampf zwischen Sommer und Winter ausmalen und noch jetzt in einzelnen Gegenden Deutschlands bei der Feier der Winteraustreibung gesungen werden: „Der Winter hat's verloren; so treiben wir den Winter aus; dem Winter gehn die Augen aus; stecht dem Winter die Augen aus" u. s. w.

Es wäre noch hinzuzufügen, dass in der nordischen Mythe der Kampf zwischen Sommer und Winter versinnbildlicht wird als der Kampf zweier Brüder: des lichten Baldr, der im Sommer, und des finstern, blinden Hödhr, der im Winter regiert. Hödhr tödtet den Baldr und wird wieder von Wali (dem Frühlingsgott), der ein gewaltiger Bogenschütz ist, mit seinen Pfeilen (den Sonnenstrahlen, althochd. strâla = Pfeil) erlegt. Ein Nachklang dieser Mythe ist die Sage von Tell (nordisch Eigil, Palnatoke). In der griechischen Mythologie sind die Naturbeziehungen, wie Schwartz gelegentlich bemerkt, versteckter als in der germanischen, weil wir die meisten griechischen Mythen und Sagen nur in der abgeleiteten Form kennen, welche ihnen die Dichter gegeben haben.

Ist nun Prellers Vermuthung begründet — und es spricht allerdings Manches dafür — so hätten wir in Oedipus ursprünglich einen Naturmythus, der später, als sein eigentlicher Sinn im Bewusstsein des Volkes geschwunden war, in freier Weise weiter gebildet wurde. Dann aber läge um so mehr in der Sage von Hause aus das nothwendige Geschehen; denn es ist Naturnothwendigkeit, dass der Winter den Sommer besiegt und die Erde befruchtet, dann aber wieder entthront und ausgetrieben wird.



Digitized by Google

Nachkommen blieb. Durch die Fassung, der Vater solle von dem Sohne getödtet werden, wird das Ganze in eine schiefe Bahn gelenkt.

Im Bereiche des Christenthums ist für einen Fluch wie den des Pelops und seine Erfüllung kein Raum. Schon der Fluch an sich ist unchristlich; wie könnte nun die Gottheit sich in den Dienst eines solchen stellen? eines Fluches zumal, durch welchen der Sohn des Frevlers zu schweren, naturwidrigen Thaten verdammt wird?

Aber auch das Schicksal des Menschen wird nicht im Voraus so bestimmt, dass es als ein von den Vätern vererbtes unabwendlich feststände. Das lehrt die heilige Schrift nirgend. Man berufe sich nicht auf den Gott, „der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied".*) Die betreffende Stelle (2. Mos. 20, 5—6) lautet in wörtlicher Uebersetzung: „Denn ich, Jehova, dein Gott, bin ein eifriger Gott (eig. eifersüchtiger Gott, der seine Rechte nicht kränken lässt), die Missethat der Väter heimsuchend (strafend) an den Kindern, an Nachkommen des dritten und vierten Gliedes der mich Hassenden; aber Gnade erweisend in tausende denen, die mich lieben und meine Gebote halten". Hierin liegt zunächst weiter nichts als die unleugbare Thatsache, welche schon die alltägliche Erfahrung des gewöhnlichen Lebens lehrt, dass die Kinder die Folgen der elterlichen Sünden mitzutragen und darunter zu leiden haben. Dass dies immer und unter allen Umständen geschehe, kann allerdings nicht behauptet werden, das liegt aber auch nicht in den obigen Worten. Dann jedoch ist auch der Gegensatz nicht ausser Acht zu lassen: „Gnade erweisend in (auf) tausende" d. i. tausende von Geschlechtern (Gliedern, s. die Parallelstelle 2. Mos. 34,7: „in (auf) die tausende", Luther „in tausend Glied"). Est ist demnach die Gnade und der Segen unendlich viel grösser, als die Strafe und der Fluch, und Gott offenbart sich hier wiederum als der „Vater voller Lieb' und Huld", wie er auch schon im alten Testamente wenigstens in den Höhenpunkten der Offenbarung erscheint.

Dem entsprechend ist in der mittelalterlichen Legende, die sich von vorn herein auf christlichen Boden stellt, von Flüchen, von Orakelsprüchen, welche auch in der letzten Fassung der hinsterbenden griechischen Sage (s. S. 6) nicht ganz verklungen sind, überhaupt von einem schon im Voraus festgestellten Schicksal nicht die Rede. Alles dies hat die Sage abgestreift, das stählerne Netz ist gesprengt, die Bahn ist frei. Der Mensch kann sich nach eigner Wahl für gut oder böse entscheiden.

Das ist ein ausserordentlicher Vortheil, den die Gregoriuslegende vor der Oedipussage voraus hat. Sie ist damit erst auf gesunden Boden gestellt, während die antike Sage unter der Last des Fatalismus zu keinem gedeihlichen Leben kommen kann. Sehen wir nun, ob die Legende, namentlich der letzte, gediegenste Bearbeiter derselben, Hartmann von Aue, diesen Vortheil auch recht auszunutzen weiss. Wir wollen zu dem Ende dem Gregorius Schritt für Schritt auf seiner Lebensbahn folgen, indem wir jedoch Oedipus nicht ganz aus dem Auge verlieren; denn wenngleich beide Sagen, wie wir gesehen, in diesem einen Hauptpunkte auseinandergehen, so werden sich trotzdem in ihrer weiteren Entwickelung Vergleichungspunkte und Uebereinstimmungen noch häufig genug finden.

[Die Vorgeschichte.] Die Eltern des Gregorius haben Vater und Mutter schon sehr früh verloren; so wachsen sie in unbewachter Jugend heran. Denn die Räthe, denen der sterbende König seine Kinder empfohlen, haben sich doch nicht in das häusliche Leben ihres jugendlichen Regenten einmischen und zwischen die Geschwister drängen können. Somit ist die

*) So Gottschall in seinem geistvollen Werke: „Die deutsche Nationallitteratur im 19. Jahrhundert" Bd. I. S. 101.

Digitized by Google

Möglichkeit der nun eintretenden schweren Verirrung doch einigermassen durch die äussern Verhältnisse erklärt und begründet. Diese Lage der Dinge benutzt der „unreine Feind", dessen Gewohnheit es ist, Freude und Ehre zu stören und in Leid zu wandeln (V. 140 ff.). Der Teufel also verführt zuerst den Bruder, indem er dabei die Macht der Liebe, der Schwester Schönheit und des Jünglings Unerfahrenheit als Waffen gebraucht. Von dem Bruder wird dann die Schwester zu der Sünde gezwungen.

So hat denn der junge Fürst eine Todsünde auf sich geladen, für die er vollkommen verantwortlich ist. Er besass Freiheit des Handelns; ob die Macht des Teufels auch gross erscheine, so gross, dass der Dichter in naiver Weise an Gott deshalb eine vorwurfsvolle Klage richtet: so ist sie doch keine zwingende, der Mensch kann und soll ihr widerstehen, denn: „Widerstehet dem Teufel, so flieht er von euch" (Jac. 4,6 vgl. auch Eph. 6,11).

Viel weniger tritt die Schuld der Schwester hervor; allein wenn Barthel, wie es scheint, sie für ganz schuldlos hält*), so übersieht er, dass ausdrücklich bemerkt wird, beiden, also auch der Schwester, sei die Sünde lieb geworden und sie hätten darin beharrt (*„daz in mit den sünden lieben begunde* V. 230 ff.).

Zur Sühne seiner Schuld entschliesst sich der junge Fürst, eine Fahrt nach dem h. Lande zu unternehmen.**) Doch sobald die Schwester von ihm geschieden ist, beginnt er hinzusiechen *(des twanc in der Minnen bant)* und stirbt an gebrochenem Herzen.

So stirbt zwar auch hier der Vater des Helden infolge der selbstverschuldeten, unseligen Verwickelung; aber der Vatermord fällt weg, wofür ein echt romantisches Moment als Todesursache eintritt.

Wenn dies eine Milderung von etwas zweifelhaftem Werthe ist, so ist um so erfreulicher der lichte Gegensatz zur Antike, der sich bei der Aussetzung des Kindes kund gibt.

[Die Aussetzung.] Laius und Iokaste setzen ihr Kind auf dem rauhen Waldgebirge aus, damit es umkomme, entweder von wilden Thieren gefressen werde oder elend verschmachte. Ja es werden die Knöchel des Kindes durchbohrt, um eine etwanige Aufnahme von Seiten Fremder möglichst zu hintertreiben. Genug, die Aussetzung geschieht in der grausamsten Weise, und dass trotzdem das Kind gerettet wird, ist durchaus gegen den Willen der Eltern.

Dabei ist zu beachten, dass das Aussetzen von Neugeborenen, insbesondere von Töchtern, eine sehr allgemeine Sitte war, die selbst ein Plato in seiner Musterrepublik gestattet (Rep. V. S. 461 c.) — ein Misbrauch des Elternrechtes oder genauer der väterlichen Gewalt, welcher seine Wurzel in der Vorstellung hat, als sei das Kind eine der Willkür des Vaters anheimgestellte Sache und habe vor der förmlichen Anerkennung kein auf sich selbst beruhendes Menschenrecht.

Eine solche mangelhafte Auffassung der elterlichen Pflichten, die sich auch noch nach anderen Seiten hin zeigt, hat natürlich auf christlichem Boden keine Stätte. Wird dennoch hier das Kind des Geschwisterpaares im Drange der Noth ausgesetzt, so geschieht es nicht, um es zu tödten, sondern nur, um die Schande zu hehlen (V. 513. 566); sodann wird Alles gethan, das Kind, wenn irgend möglich, am Leben zu erhalten und für sein Fortkommen in der Welt zu sorgen.***)

*) K. Barthel, Leben und Dichten Hartmann's von Aue S. 42.

**) Woher Barthel entnimmt, dass er eine solche Fahrt nur „vorgegeben" und nur „zum Scheine" verreist sei, ist nicht recht zu erkennen. Vielmehr heisst es V. 663—64: *„und muose beliben sin vart, der er durch got enein wart"*.

***) Die Art der Aussetzung, auf dem Wasser, in einem sorgfältig verwahrten Kästchen, erinnert aller-



Digitized by Google

[In der Fremde: die Jugendzeit des Helden.] Die Jugend des Gregorius ist eine durchaus glückliche; vor Allem erweist sich ihm der Abt als ein Mann, der den Namen eines „geistlichen Vaters" vollauf verdient. Gregor's Erziehung wird infolge dessen, seiner fürstlichen Abkunft allerdings nicht entsprechend, eine geistliche. Aber auch hier zeigt der Knabe die schönsten Anlagen des Verstandes und des Herzens; seines Meisters Willen thut er gern (*âne slege!*) und fragt nach Allem, was gut zu wissen ist. So übertrifft er bald alle Genossen in der Klosterschule, auch die älteren, so dass der Abt selber bekennt, er habe nie *„von aller hande tugent sô sinnerîche jugent'* gesehen. Genug, er ist ein Wunderkind, geziert mit allen guten Eigenschaften, die man nur erdenken kann. Er war schön und stark, getreu, sanftmüthig, gehorsam, mildthätig und barmherzig, suchte Gnade und Rath zu allen Zeiten nur bei Gott. Es ist eine liebliche Schilderung, in welcher uns nur eine gewisse Uebertreibung stört, in Verbindung mit den eingemischten, fast unveränderten lateinischen Ausdrücken, wenn es heisst: in seinem 11. Jahre war kein besserer grammaticus (d. i. der Lesen, Schreiben und allenfalls etwas Latein verstand); in den folgenden drei Jahren lernte er soviel zu, dass ihm divinitas *(din kunst von der gotheit,* wie Hartmann selbst erklärt) ganz einleuchtend war; darauf las er von legibus und wurde auch ein guter *lègiste* (Gesetzeskundiger) — und Alles das mit 15 Jahren!

[Die Rückkehr in die Heimat.] Das Glück der Jugend nimmt ähnlich wie bei Oedipus ein jähes Ende durch einen scheinbar unbedeutenden Vorfall: einen Zwist mit einem Altersgenossen, wodurch Gregorius erfährt, dass er nicht der Sohn der Fischersleute ist. Doch gestaltet sich hier von vorn herein die Sache für ihn ungleich günstiger, insofern er durch die weitläuftigen Auslassungen der Fischerfrau, welchen der Abt nicht widersprechen kann, mit Bestimmtheit weiss, dass er nicht der ist, für den er sich bisher gehalten, dass er vielmehr ein Findelkind ist, welches in einer Barke über Meer gekommen (V. 1322: *Ich weiz nû, daz ich niene bin disse vischaeres kint*).*) Er erklärt nun dem Abte, dass diese Entdeckung ihn forttreibe, da er die Schande fürchte, falls seine Abkunft ruchtbar würde. Der Abt sucht ihn mit milder Beredsamkeit davon abzubringen und dem Klosterleben zu erhalten, indem er ihm sogar

---

dings lebhaft an Moses Aussetzung. Doch verdient Erwähnung, dass Aehnliches auch schon in der antiken Sage sich als Variante findet. So heisst es bei Hygin (Fab. 66): Itaque Iocasta, cum peperisset, jussit exponi (puerum). Hanc Periboea, Polybi regis uxor, cum vestem ad mare lavaret, expositum sustulit. Deutlicher Schol. zu Phön. 26: εἰς θάλασσαν ἐκβληθεὶς εἰς λάρνακα καὶ προσκείλας τῇ Σικυῶνι ὑπο τοῦ Πολύβου ἀνετράφη.

*) Der griechische Held hat diese Gewissheit nicht, ja er wird geradezu in den Irrthum hineingetrieben. Vergegenwärtigen wir uns den Hergang! Bei einem Gelage wird Oedipus von einem trunkenen Zecher ein untergeschobenes Kind (πλαστός) genannt. Der Schimpf kränkt ihn so, dass er zu seinen Eltern geht, sie deshalb zu befragen. Diese sind ungehalten auf den, welchem das Schmähwort entfahren, und suchen Oed. zu beschwichtigen, ohne ihn genügend aufzuklären. So sehr ihn die Haltung der Eltern hierbei erfreut, so wird doch der einmal wachgerufene Argwohn noch nicht erstickt. Um von den quälenden Zweifeln befreit zu werden und Gewissheit zu erlangen, wandert Oedipus nach Delphi zu Phöbus Apollo. Allein der Gott, an den er sich vertrauensvoll gewendet, würdigt ihn keiner Antwort auf die Frage nach seiner Herkunft, sondern ertheilt ihm statt dessen den bekannten Schicksalsspruch. Da beschliesst Oedipus, so schwer es ihm wird (König Oed. V. 999 Schneidewin), das Korintherland ganz zu meiden; denn dass dies seine Heimat sei und die liebevollen Pfleger seiner Jugend seine Eltern, daran glaubt er nicht mehr zweifeln zu dürfen. Der Gott war auf seine Frage gar nicht eingegangen; musste Oedipus darin nicht eben den Beweis sehen, dass seine Zweifel, die doch nur auf das Wort eines Einzigen, eines Trunkenen sich gründeten, ungerechtfertigt seien? — Genug, wir sehen ihn seitdem, wie der „König Oedipus" beweist, von der Ueberzeugung beherrscht, dass Polybus und Merope seine wirklichen Eltern sind — worin man wohl eine gottverhängte Verblendung (θεοβλάβεια) erkennen muss. Dies ist bei der Beurtheilung seiner spätern Handlungen nicht ausser Acht zu lassen.

Digitized by Google

Aussicht auf Nachfolge in seinem Amte macht. Gregorius aber erwidert ihm, dass er seine Verwandtschaft aufsuchen wolle; vielleicht sei er ritterlichen Geschlechtes, und ein Ritter möchte er gern werden. Vergebens warnt der Abt ihn vor den Gefahren des Ritterlebens; dem Einwurf, dass er ja ungeübt im Reiten sei, begegnet Gregorius mit dem Geständnis, wie er sich in Gedanken schon lange mit ritterlichen Uebungen beschäftige, wie er sich immer zu Pferde denke, es zur Rechten und zur Linken wendend und mit dem Speer auf einen Gegner einsprengend. Der Abt wundert sich, woher ihm dies Alles gekommen; doch sieht er nun wohl, dass sein Zögling, dessen Worte, obgleich gut deutsch, ihm „griechisch" klingen, nicht von Herzen ein Klostermann ist. Er wehrt ihm also nicht länger und lässt ihm Kleider aus dem vormals bei ihm gefundenen Zeuge anfertigen. Dann aber sucht er ihn nochmals durch den Hinweis auf seine Armut zum Bleiben zu bewegen; in diesem Fall wolle er ihm eine reiche Gattin verschaffen. Gregorius jedoch zieht die Ehre der Gemächlichkeit vor und hofft eben, was ihm vom Vater her fehlt, Gut und Ehre, durch Bravheit *(frümekeit)* und eigne Anstrengung zu erwerben (V. 1503—48). Da führt ihn der getreue Mann weinend in ein besonderes Zimmer und händigt ihm die Tafel ein. Die Erschütterung, in welche Gregorius durch ihren Inhalt versetzt wird, benutzt der Abt, ihn zum letzten Male zu warnen: „Bleibst du bei dem Ritterthum, sieh, so mehrt sich von Tag zu Tage die Grösse deiner Missethat und deiner wird nimmer Rath. Darum lass deinen Wahnglauben fahren und diene Gott hier! Verkaufe deine kurzen Tage um das ewige Leben!" Allein in Gregorius ist durch die Entdeckung, dass er von hoher Geburt ist, die Begier nach der Welt nur noch gewachsen, er findet im Kloster keine Ruhe mehr, und der Abt lässt ihn endlich ziehen.

Es ist hier zunächst ein Mangel in der Motivirung hervorzuheben, nämlich die plötzlich und unvorbereitet hervorbrechende Neigung zum Ritterthum.*) Wollte man dies mit dem ritterlichen Blute erklären, das in Gregor's Adern fliesst, so ist doch nicht abzusehen, woher er eine so genaue Kenntnis der ritterlichen Uebungen und Turnier-Regeln hat, wie er in der mit technischen Ausdrücken durchwebten Schilderung von V. 1400—52 beweist. In der Klosterschule hat er doch zur Aneignung solcher Kenntnisse keine Gelegenheit gehabt. Genug, wir sehen, dass in dieser ziemlich langen Ausführung über ritterliche Kunst mehr Hartmann, dessen eigenthümliche Einschaltung es ist, als Gregorius spricht.

Doch wichtiger ist für uns die Frage, ob Gregorius sich hier versündige. Das ist jedenfalls die Meinung des Dichters. Das klösterliche Leben als ein geistliches, Gott geweihtes steht nach der Anschauung des Mittelalters an sich höher als das weltliche, und dass Gregorius dieses Leben und das Kloster, wo er liebevolle Aufnahme und Pflege auch des Geistes gefunden, ohne Nöthigung aufgibt und durch alle Warnungen und Ermahnungen des Abtes sich nicht umstimmen lässt, darin besteht seine Schuld. Gott hat ihm freie Wahl gegeben (V. 1267 ff.), ob er sein Leben zu Ehren oder zu Schanden kehren will; er wählt das Letztere. Indem er sich vom Kloster abwendet, wendet er sich geradezu von Gott ab und begibt sich aus dem stillen Hafen auf das offene Meer des Lebens, wo Klippen und Stürme drohen und wo der Teufel sein Spiel treibt. Deshalb die immer von Neuem wiederholten Abmahnungen des Abtes, deshalb die Breite der Ausführung in mehr als 400 Versen, worin wir besonders noch auf V. 1345 ff. hinweisen:

*) Zwar behauptet Gregorius (V. 1397 ff. und 1410 ff.), seitdem er böse und gut habe unterscheiden können, habe sein Sinn schon nach Ritterschaft gestanden. Wie lässt sich aber damit vereinigen, dass er dann noch solche Fortschritte im klösterlichen Wissen gemacht?

Digitized by Google

*Swer sich von pfaffen bilde*
*gote gemachet wilde*
*unde ritterschaft begât,*
*der muoz mit maneger missetât*
*verwurken sêle unde lîp.*
*swelch mân ode wîp*
*sich von gote gewendet,*
*der wirt dâ von geschendet*
*und der helle verselt.*

Natürlich können wir diese Anschauung, als die vorübergehende und einseitige einer bestimmten Zeit, uns nicht zu eigen machen; wir würden nur insofern hier eine Verschuldung des Gregorius anerkennen, als er etwa durch Gedanken der Hoffahrt und des Ehrgeizes sich bestimmen liesse. Das tritt aber kaum hervor; im Gegentheil, man muss zugeben, dass er namentlich in der Rede V. 1503—48, womit V. 1697—1702 übereinstimmt, sehr vernünftige und anerkennenswerthe Grundsätze ausspricht. (s. S. 13.).

[Die Gewinnung des väterlichen Thrones.] Gregorius fleht zu Gott, er möge ihn nach einem Lande führen, „wo seine Fahrt wohlbewandt sei", und überlässt das Schiff sodann Winden und Wellen, die ihn in kurzer Frist nach seiner eignen Mutter Lande tragen. So ist er ohne Fährde in seiner Heimat angelangt, wogegen Oedipus schon auf dem Wege dorthin „in den Wogenschwall des schrecklichsten Geschickes" geräth, indem er an der Grenze des heimatlichen Landes unwissentlich seinen Vater erschlägt.*)

*) Um diese That richtig zu beurtheilen, müssen wir auch hier ein wenig ins Einzelne gehen.

Verdüstert und verbittert zieht Oedipus von Delphi fort und wandert einsam durch Phocis, bewohnte Orte meidend. So kommt er an jenen Dreiweg, wo die Strassen von Delphi und Daulia her in einen Engpass münden. Hier in einem Hohlwege kommt ihm ein Wagen entgegen, darauf ein ansehnlicher Mann im Beginne des Greisenalters: es ist Laius, der mit vier Begleitern eben auch auf einer Reise zum Orakel begriffen ist (nach Eurip. Phönissen Prolog, um sich zu erkundigen, ob der ausgesetzte Knabe gestorben sei). Der Wagenlenker treibt O. gewaltsam (πρὸς βίαν) aus dem Wege. Der Königssohn vergilt die Unbill mit einem Schlage und will dann am Wagen vorbei seines Weges ziehen; der Herr des Gefährtes aber passt den Augenblick ab, wie der fremde Wanderer ihm schlaggerecht ist, und versetzt ihm mit seinem Doppelstachel (dem Stachelstabe, womit die Thiere angetrieben wurden) einen Hieb mitten über den Kopf — offenbar in der Absicht, ihn zu Boden zu schlagen. Da trifft ihn O. mit seinem Wanderstabe dergestalt, dass er rücklings vom Wagen stürzt, und auch die Begleiter erschlägt der heldenkräftige Jüngling, bis auf einen, welcher unbemerkt entkommt (Soph. K. Oedipus 774—813).

So hat O. den leiblichen Vater erschlagen — werden wir deshalb aber den Stab über ihn brechen dürfen? Er musste es ja nach dem Willen des Schicksals, damit Laius seine Strafe erhielte. Und wenn er, der planlos umherschweifte, gerade nach Böotien (Theben) gelangt, wenn er gerade an dieser engen und gefährlichen Stelle mit seinem Vater zusammentrifft, der gerade auch auf einer Reise nach Delphi begriffen ist: so ist das mehr als ein blosser Zufall. Es ist hier, wie in manchem Späteren, deutlich die Hand der Gottheit (des Schicksals) zu erkennen, welche Alles wie an unsichtbaren Fäden lenkt und dem von ihr bestimmten Ziele zuführt (Oed. auf K. 998: So gerieth auch ich in Uebeltat durch Götterführung, θεῶν ἀγόντων). Der Grieche setzte eben in die Gottheit ein tückisches, bösartig bethörendes und zur Sünde verführendes Element (s. Nägelsbach, Nachhom. Theol. S. 55 ff. 332).

Aber auch wenn wir davon einmal absehen und annehmen, dass Oedipus in seinem Handeln frei gewesen, so werden wir ihm, so schrecklich der Fall an sich ist, doch keine so grosse Schuld beimessen. Er war der Angegriffene und befand sich im Stande der Nothwehr — mörderisch angegriffen in einer engen Schlucht, wo ein Zurückweichen schwierig war. Höchstens könnte man sagen, dass er die Grenzen der Nothwehr überschreitet, besonders indem er auch die Begleiter erschlägt. Aber haben wir uns den Hergang nicht so zu denken, dass die Begleiter ihrem Herrn zu Hülfe eilen und somit ein Handgemenge entsteht, in welchem Oedipus wiederum

Digitized by Google

Gregorius kommt zur guten Stunde, da Herzogin und Stadt von dem abgewiesenen mächtigen Freier hart bedrängt werden. Durch diese Belagerung wird in der einfachsten und natürlichsten Weise die Sphinx ersetzt, welche schon in der antiken Sage als ein etwas fremdartiges, unorganisches Element erscheint.*) Die mittelalterliche Sage ist hier in sich selbst übereinstimmender und harmonischer. Auch dass Gregorius, der sich dort zum trefflichsten Ritter ausbildet, die Herzogin, für welche er wegen ihrer Bedrängnis inniges Mitleid empfindet, liebgewinnt und die ihm so ehrenvoll angetragene Hand nicht zurückweist, ist ganz natürlich. Einmal gewinnt er dadurch ein Reich, und dann wird die Herzogin selbst als schön und liebenswerth geschildert. Von der Erforschung seiner Eltern, die von vorn herein nicht der Hauptgrund zum Verlassen des Klosters war, ist hier in dem Heimatlande keine Rede mehr; Gregorius ist nur dem ritterlichen Dienste hingegeben und einzig darauf bedacht, das Land zu befreien. In dieser Versäumnis liegt allerdings eine gewisse Verschuldung auf Seiten Gregor's. Aber verwunderlich ist es, dass die Mutter diese Ehe schliessen kann. Denn als ihr Gregorius zum ersten Male vorgestellt wird, erkennt ihr weibliches Auge sofort, dass des Gastes Kleid und das Seidenzeug, welches sie einst ihrem Kinde mitgegeben, an Güte und Farbe völlig gleich sind:

---

im Stande der Nothwehr ist? Uebrigens wird auf den Umstand, dass die Begleiter (Sklaven) bei dieser Gelegenheit das Leben verlieren, von der Sage selbst hinsichtlich der Schuldfrage gar kein Gewicht gelegt. Noch mehr ist des O. Handlungsweise gerechtfertigt nach antikem Rechte; denn hier galt es als Grundsatz: Böses mit Bösem zu vergelten und wegen erlittenen Unrechts Rache zu nehmen (τὸν κακωστὶ δρῶντα δεινοῖς ἀνταμείβεσθαι κακοῖς s. auch Oed. auf Kol. 229 f.). Deshalb erklärt Oedipus selbst, dass er dem Gesetze nach rein sei (ἄλοὺς ἐφόνευσα καὶ ὤλεσα · νόμῳ δὲ καθαρός Oed auf K. V. 547 ff.). — Kock freilich in den beiden vorhin angeführten Schriften sucht die That als eine „wilde" That, als einen Ausbruch roher, unbesonnener Wuth darzustellen, wobei er, um die Schuld des O. möglichst gross erscheinen zu lassen, παίειν mit erschlagen übersetzt („der Wagenlenker drängt ihn aus dem Wege; in der Hitze erschlägt ihn Oedipus"), während er die dem Oed. widerfahrene Unbill und Mishandlung (den Schlag über den Kopf!) ein „kleines Unrecht" nennt, welches er ruhig hätte ertragen sollen. Fiebig und Bergenroth haben als beredte Anwalte Oed. gegen diese Anklagen vertheidigt, sowie auch wegen seines Verhaltens bei der ihm angetragenen Ehe mit Iokaste; man sehe ausserdem Oed. eigne Vertheidigung im Coloneus V. 992 ff.: „Wenn einer dich hier zur Stelle tödten wollte" u. s. w.

Da es nun aber das Blut des Vaters ist, welches bei diesem Anlass vergossen worden von Kindeshand, so darf dies nicht ungerochen bleiben, mag der Thäter an sich zurechnungsfähig sein oder nicht. Die Erinnyen, welche die an den Eltern begangenen Vergehen zu rächen haben, zürnen dem Oedipus, wie Orestes von ihnen verfolgt wird, obgleich er nur auf Apollo's Geheiss die Mutter erschlagen hat. Oedipus hat, wenn auch unwissentlich, die geheiligte Naturordnung verletzt und ist hierdurch im Sinne der Alten objectiv ruchlos (ἀσεβής) geworden. Die subjective Seite seiner Thaten wird erst im „Oedipus auf Kolonos" und hier mit allem Nachdruck hervorgehoben.

*) Woher dies Ungethüm komme, wer es gesendet, was es bedeute, wird nicht gesagt, wenigstens von keinem der Tragiker. Spätere Sage gibt an, Ares habe es gesendet, zur Strafe für die (vor mehreren Menschenaltern geschehene) Tödtung des Drachen, welche doch Kadmus selber schon durch achtjährige Dienstbarkeit gesühnt hatte, oder Here habe es gesendet. In diesen verschiedenen, wenig befriedigenden Angaben verräth sich die Verlegenheit der Sage. Die Sphinx („Würgerin" von σφίγγω würgen) ist offenbar das Sinnbild einer furchtbaren Plage, sei dies nun die Sonnenglut (wie in der ägyptischen Symbolik), sei es eine in dem sumpfigen und ungesunden Böotien auftretende Seuche. Wenn nun Oedipus der einzige ist, welcher sie besiegen kann, so liegt darin, wie auch in seiner Verbindung mit den chthonischen und den diesen verwandten Naturgöttern, wieder ein Beweis, dass er ursprünglich mehr als ein Mensch, dass er auch Sinnbild einer höhern Macht ist, Verkörperung einer Naturmacht und zwar der rauheren Jahreszeit, des Winters. Das ist der fremde Wanderer, der in das Land kommt, die rathlose Menschheit von jener Plage befreit und nach Beseitigung des früheren Herrschers selber das Regiment in die Hand nimmt.

Als der Mythus vermenschlicht wurde, blieb die Gestalt der Sphinx, deren symbolische Bedeutung dem Bewusstsein entschwunden war, wesentlich unverändert stehen, und fremdartig, selbst ein Räthsel, ragt sie nun in die weiter gebildete Sage hinein.

Digitized by Google

*ez waere benamen daz selbe gewant,*
*ode daz sî von einer hant*
*geworht waeren beide.*
*ditz' ermant si ir leide.*

Dass sie da nicht weiter nachforscht, ja dass von diesem auffallenden Umstande nachher mit keinem Worte mehr die Rede ist, das ist kaum zu begreifen. Und wenn der Dichter es etwa so hat darstellen wollen, als habe sie sich ohne Weiteres mit der Annahme beruhigt, beide Zeuge würden von derselben Hand gewirkt sein, so wäre es immer noch ein bodenloser Leichtsinn, der wieder zu dem Ernst ihrer Busse und ihrem sonst gar nicht als leichtsinnig geschilderten Charakter sehr wenig stimmt. Aber lesen wir drei Zeilen weiter! Dort heisst es, auch habe ihr der Fremdling mehr als irgend jemand behagt:

*daz machten sîne raete* (dessen böse Anschläge),
*der ouch froun Êven verriet,*
*daz sî von gotes gebote schiet* (V. 1788 ff.) —

d. h. mit einem Worte: der Teufel. Ist es des Dichters Meinung, durch diesen Einfluss die Verblendung und Vergessenheit der Herzogin zu erklären — und V. 2322 ff. 2430 f. bestätigen dies — so heisst das doch, sich die Sache sehr leicht machen. Man brauchte dann bei jeder psychologischen Unbegreiflichkeit und mit dem Charakter einer Person nicht stimmenden Verirrung nur zu sagen: der böse Feind war schuld daran. Und die Herzogin ist in ihrer Wahl vollkommen frei (V. 2060), während über die Hand der Iokaste im Voraus von Kreon verfügt war.

[Der Sturz.] So hat denn Gregorius, indem er, der Findling, Herzog geworden, ein scheinbar beneidenswerthes Glück errungen. Aber dieses Glück beruht nicht auf fester, gesunder Grundlage, es baut sich über einem Abgrund auf; sobald die Verwandtschaft der Gatten entdeckt wird, öffnet sich dieser Abgrund, in welchen die namenlos Unglücklichen stürzen.

Gregorius regiert, gleich Oedipus, als ein trefflicher Herrscher und in ungetrübtem Glück. Nur die Tafel, die er täglich insgeheim list, erfüllt ihn mit immer erneutem Schmerze; täglich bittet er Gott um Huld für seine Eltern und erkennt dabei nicht die eigene Sünde, in der er fort und fort mit seiner Mutter lebt, Gott damit betrübend. Doch erwachsen aus dieser Ehe wenigstens keine Kinder; auch konnte bei dem Vorhandensein der Tafel und der täglichen Bussübung Gregor's die Unnatürlichkeit des Ehebundes nicht allzu lange verborgen bleiben.*)

*) Bei Oedipus schlummert das Unheil viel länger. Es muss ja erst noch der dritte Theil jener Weissagung („ein verabscheuenswerthes Geschlecht zu erzeugen") in Erfüllung gehen. Dass aber O. in dieser Zwischenzeit „im Schosse der Sicherheit eingewiegt gelegen" und der Vergangenheit mit ihren drohenden Orakeln gar nicht gedacht habe (Kock), ist wenigstens nach Sophokles Darstellung im K. Oedipus nicht begründet; vielmehr hat die geheime Sorge, es möge doch noch das Orakel in Erfüllung gehen, ihn nicht verlassen — man sehe die Scene mit dem Boten, namentlich auch V. 1010: τοῦτ' αὐτὸ — μ' εἰσαεὶ φοβεῖ.

Die Aufdeckung der ganzen schrecklichen Wahrheit, wonach dasjenige, dessen Eintreffen Oedipus immer noch fürchtet, längst erfüllt ist — das stellt der „König Oedipus" des Sophokles dar. In dieser Tragödie handelt es sich demnach weniger um die That selbst, die ja längst geschehen und abgeschlossen ist und nur den dunkeln Hintergrund bildet, als um das Erkennen derselben. Hier ist Oedipus — falls man nicht mit Bernhardy (Grundriss der Litteraturgesch. 2. Aufl.) auch hier eine δεοβλάβεια annehmen will — in seinem Handeln frei; indem er aber von Ungeduld und Leidenschaft sich fortreissen lässt, verliert er die sichere Haltung sowie den klaren Blick und wird ungerecht gegen Tiresias und Kreon. Freilich ist diese leidenschaftliche Erregtheit, abgesehen von einem etwas zu grossen Selbstvertrauen, durch die edelsten Beweggründe motivirt, vor Allem durch sein lebhaftes Gefühl für die Noth des Volkes und durch die Liebe zu demselben; auch ist das Auftreten des Tiresias derartig, dass

Digitized by Google

[Die Busse.] Als nun die Wahrheit ans Licht gekommen ist, da werden beide zuerst von Leid und Jammer übermannt: die Herzogin, die sich mit Recht Vorwürfe macht, weil sie nicht früher nach Gregor's Herkunft gefragt hat (V. 2400 ff.), schlägt sich die Brust und rauft ihr schönes Haar, sie meint, zum Unsal und zur Hölle geboren zu sein, und auch Gregorius klagt anfänglich Gott an, dass er ihn in ganz anderer Weise, als er es von ihm erbeten, mit seiner Mutter vereinigt habe.*) Doch bald fasst er sich wieder und verweist der Mutter ihre Verzweiflung: wer die wahre Reue habe, dessen Seele könne auch von der grössten Missethat „genesen". Demnach räth er ihr, im Lande zu bleiben, doch die Einkünfte desselben mit den Armen zu theilen, sich Ruhe und Lust zu versagen, reichausgestattete Klöster zu stiften. Auch er will sich ganz der Busse weihen, der Welt absagend, damit es ihnen so gelinge, sich in Gottes Reiche wieder zu vereinen. Wie Oedipus als Bettler sein Land verlässt, so scheidet auch Gregorius in dürftigem Gewande von Mutter und Reich. In eine Wüste wünscht er geführt zu werden, um dort bis an seinen Tod zu büssen. Barfuss durchstreift er Wald und Bruch, ohne Speise, in stetem Gebet. Am dritten Tage gelangt er zu der Fischerhütte. Die harte Behandlung und die Schmähworte des Fischers erduldet er mit Sanftmuth, ja er freut sich der Unbilden, und hätte der Rohe ihn geschlagen, so hätte er das noch lieber gesehen, in der Hoffnung, dass seiner Sünden Last dadurch verringert werde. Die gute Kost, welche die mitleidige Fischerfrau ihm vorsetzt, schlägt er aus und nimmt nur eine Rinde von Haferbrot und einen Trunk Wasser an, weil sein sündiger Leib der Speise kaum werth sei. Er wünscht einen wilden Fels oder eine Höhle und greift deshalb begierig des Fischers Vorschlag auf, ihn auf einen einsamen Felsen im Meer zu bringen und ihm obenein mit einer Eisenfessel die Beine zu schliessen, damit er nie von dort entkommen könne, wenn ihn später etwa sein Entschluss reue. Auf diesem kahlen Felsen bringt er in der vorhin (S. 4) geschilderten Weise 17 Jahre zu.

Machen wir hier einstweilen Halt! Zunächst ist im Gegensatz zu Oedipus festzustellen, dass hier wenigstens keine That der Verzweiflung stattfindet. Während dort Iokaste sich er-

---

selbst ein Sanftmüthiger darob in Harnisch gerathen könnte. Aber von einem Herrscher, der würdig sein will, die Geschicke Vieler zu leiten, muss man auch in dieser Hinsicht mehr als von gewöhnlichen Menschenkindern, ein grösseres Mass von Besonnenheit und Ruhe verlangen können. Kurz, Oedipus verfällt trotz der Güte seines Charakters in Schuld, wie dies Kock in seinen vorhin erwähnten Schriften, wenn auch nicht ohne mannigfache Uebertreibungen, nachgewiesen hat, und die Enthüllung der früheren Thaten bricht um so schrecklicher über ihn herein.

Wenn man nun unter einer „Schicksalstragödie" eine solche Tragödie versteht, in welcher es sich um das Verüben der verhängten That selber handelt und der vergebliche Kampf gegen das Geschick vorgeführt wird, so ist allerdings König Oedipus keine Schicksalstragödie. Hier dreht sich Alles ja, wie wir gesehen haben, um das Erkennen der That und die damit für den Thäter eintretenden Folgen. Aber man beachte, dass letztere doch wesentlich eben durch die Schicksalsthat bedingt sind und Oedipus sich ihnen nicht entziehen kann. Eine Befleckung (μίασμα) des Landes war er immer, auch wenn er seine unfreiwilligen Vergehen gegen die Eltern früher erkannte. Genug, wir kommen aus den magischen Kreisen des Fatalismus nicht heraus, und „König Oedipus" ist — in diesem abgeleiteten Sinne — eine Schicksalstragödie. Ganz ähnlich ist es, um ein Drama der neueren deutschen Litteratur zur Vergleichung heranzuziehen, mit der „Schuld" von Müllner; auch hier handelt es sich nicht um die That selbst, den Brudermord, der längst geschehen ist und nur den düstern Hintergrund bilden hilft, sondern um die Enthüllung dieser That und die Folgen dieser Enthüllung. Und doch figurirt die „Schuld", in welcher freilich noch ein gut Theil Schicksalsspuk hinzukommt, in der deutschen Litteratur in der Reihe der Schicksalsdramen.

*) Diese Aeusserungen im ersten leidenschaftlichen Schmerze sind hier ebenso wenig massgebend, als bei Oedipus nach Aufdeckung seiner Thaten (K. Oedipus Schluss), wo ihm nur die Thaten selbst vorschweben, nicht die Art, wie er darein verwickelt worden ist.



Digitized by Google

hängt und Oedipus sich die Augen aussticht, wehrt Gregorius der Verzweiflung seiner Mutter durch den Hinweis auf die wahre Reue, die vor Gott als Busse für alle Missethat gelte:

*jâ hân ich einen trôst gelesen,*
*daz got die wâren riuwe hât*
*Ze buoze über alle missetât.*
*iwer sêle ist nie sô ungesunt,*
*wirt iu daz ouge ze heiner stunt*
*von herzelicher riuwe naz,*
*ir sît genesen — geloubet daz* (V. 2528—34).

(Vgl. auch V. 3439 ff.: *nu ist niemens sünde alsô grôz, des gewalt die helle entslôz, des genâde ensîn nock merre).*

Es ist dies der echt biblische und christliche Trost, der aus den Reuethränen des Petrus widerstrahlt und aus dem verklärten Blick des sterbenden Schächers am Kreuze — der Trost, auf den auch in den Sprüchen des mit Hartmann ziemlich gleichzeitigen „Freidank" mehrfach hingewiesen wird:

*swie grôz sî iemens missetât,*
*got dannoch groezer gnâde hât* u. a.

S. auch Luthers: „Ob bei uns ist der Sünden viel, bei Gott ist viel mehr Gnaden.*)

Um so unangenehmer berührt es, wenn diese echt christliche Lehre sofort durch die Zuthat der Verdienstlichkeit besonderer guter Werke, die mit der begangenen Sünde meist in gar keinem inneren Zusammenhange stehen, getrübt und verfälscht wird, als da sind: Kasteien, Almosen geben, Klöster stiften, Wallfahrten (bei Gregor's Vater V. 400) u. s. w. Dergleichen räth Gregorius seiner Mutter und danach verfährt er selbst. Deshalb freut er sich der harten Behandlung des Fischers, deshalb hauptsächlich zieht er sich auf den Fels im Meer zurück, wo er zu dem Seelenleide alles leibliche Ungemach (V. 2790) erduldet.

Wo finden wir solche Lehre in der h. Schrift? wo in ihr ein solches Beispiel? Von dem verlorenen Sohne, der doch wahrlich schwer gesündigt hat, wird dergleichen nicht verlangt, sondern als er reuevoll zum Vater zurückkehrt, wird er sofort wieder angenommen, und von jenem Zöllner in dem Gleichnis, der im Tempel Gott seine Schuld bekannte, heisst es, dass er gerechtfertigt in sein Haus hinabgegangen. Oder zieht sich etwa Petrus nach seinem tiefen Falle, der Verleugnung seines Herrn und Meisters, auf Jahre von allem menschlichen Verkehr zurück, um so seine Sünde zu sühnen? Wer hätte von solcher Vereinsamung und Selbstquälerei irgend Nutzen gehabt? Nein, nachdem er seine Sünde mit bittern Thränen bereut und seine Liebe zu dem Herrn von Neuem bekannt hat, der ihn sofort wieder in Gnaden annimmt, wirkt er frisch und freudig in seinem Berufe.**)

[Die Erhöhung.] Nun aber kommt noch eines dazu: während doch das lebendige Wirken unter den Brüdern höher stehen sollte, wird gerade dieses langjährige Verweilen auf dem Fels in Unthätigkeit und Selbstquälerei als besonders verdienstvoll hingestellt; Gregorius

*) Im Glauben des griechischen Alterthums ist gewiss und unverbrüchlich nur das Gesetz der Vergeltung (δράσαντι παθεῖν); ein von Zeus gewährleistetes Gesetz der Gnade gibt es nicht, es gibt keine Bedingungen, an deren Erfüllung eine Verheissung allgemeiner Gnade geknüpft wäre. Diese Verheissung, d. i. die Möglichkeit einer für alle Sünden, für alle Sünder vorhandenen Versöhnung hat erst Christus in die Welt gebracht (Nägelsbach, Nachhom. Theol. S. 362).

**) Uhland, im „Herzog Ernst von Schwaben" Akt 3, stellt sehr schön diese beiden Arten des Thuns, das selbstquälerische, unfruchtbare des Büssers und das fruchtreiche des lebendigen Wirkens unter den Menschen gegenüber in dem Ritter Adalbert und der Kaiserin Gisela; man sehe dort namentlich die Worte der Kaiserin:

Digitized by Google

tilgt dadurch nicht bloss seine Sünde, sondern erwirbt sich durch so ausserordentliches Martertum auch bei Gott ein ausserordentliches Verdienst und wird ein heiliger Mann, der höchsten Stelle in der damaligen Christenheit werth. Als *„sündelôsen, reinen, saeligen man“*, den Wunder auf Schritt und Tritt begleiten, führen ihn die beiden Abgesandten nach Rom, dass er dort den päpstlichen Stuhl einnehme. Und so sehr sein Leib auf dem Fels gelitten hat, so ist doch, wie der Dichter wohlweislich hervorhebt, sein Geist ungeschwächt geblieben, indem ihm nichts von seinem früheren Können und Wissen (*„von worten und von buochen“* d. i. von Redefertigkeit und Gelehrsamkeit) verloren gegangen ist.*) So bewährt er sich auch in seinem neuen Amte, so dass man bekennen musste, nie sei ein besserer Papst erwählt worden, und dass durch ihn Gottes Ehre gar mächtig im römischen Reich erwuchs.

Auffallend ist die Häufung der Wunder am Schluss, unter denen einige sich befinden, welche streng genommen unnöthig sind, namentlich das Wiederfinden der Tafel, die doch ihren Zweck längst erfüllt und deren Gregorius während der ganzen auf dem Felsen zugebrachten Zeit ohne Schaden entbehrt hatte, ferner die Selbsterneuerung der Speise in den Gefässen der beiden Reisebegleiter (im Anklang an die Speisung der Witwe zu Zarpath 1. Kön. 17,16). Offenbar soll durch diese Häufung Gregorius so recht als ein heiliger Mann und Auserwählter Gottes bezeichnet und verherrlicht werden.

Uebrigens greift auch in Oedipus Schicksal zuletzt das Wunder mehrfach ein: Oedipus wird durch wiederholte Donnerschläge und des Gottes Ruf an sein Ende gemahnt, er findet den Weg zu seinem Grabesraume von selbst, ohne Führer, einem Sehenden gleich, (Oed. auf Kol. V. 1549—50, 1588 ff.), und wird endlich wunderbar von der Erde hinweggenommen (V. 1665: εἴ τις βροτῶν, θαυμαστός). Und wie Gregorius zum Heiligen aufrückt, so steigt auch Oedipus eine Stufe über die gewöhnliche Menschennatur empor: er wird ein Heros, dessen Grabhügel gegen die feindlichen Nachbarstädte, besonders gegen Theben, eine Schutzwehr Athens bildet, „besser als der Schilde viel“ (V. 1524 ff. 1533 ff.).**)

---

„Du aber, der du strafend vor mich trittst,
Was thatest du, das dich berechtigte,
Mich zu vernichten, sprich, was thatest du?
Den Stein hast du gehöhlt mit deinen Knien,
Am Pflug hast du gezogen statt des Stiers,
Dich selbst hast du zerfleischet, ob dir gleich
Der, den dein Speer gefällt, so schön verzieh:
Dein Wort ist todt, unfruchtbar all dein Thun u. s. w.

*) „Durch des h. Geistes Hülfe“ (V. 3299 ff.). Es ist dies eben so gut ein Wunder, wie die Erhaltung des Leibes; denn unmöglich kann jemand 17 Jahre unter den geschilderten Umständen auf einem kahlen Felsen zubringen, ohne am Geiste mindestens Einbusse zu erleiden. Die Erfahrung hat ja auch gelehrt, dass Leute, die längere Zeit allein auf einer Insel zubrachten, geistig zurückgingen, namentlich die Sprache mehr und mehr verlernten. Man denke an die wirklichen Robinsonaden — auch an die Schilderung in Tennyson's „Enoch Arden“:

„Von seiner Bergschlucht niederwärts
Schritt da mit langem Haar und Bart der Klausner,
Gebräunt, kaum menschenähnlich, fremd gekleidet,
Murmelnd und stammelnd, wie Verrückte thun
In undeutbarer Gier, und Zeichen machend,
Niemand verstand's — —“.

**) Weiteres ist nicht gesagt; namentlich findet sich von einem für Oedipus zu hoffenden seligen Jenseits in dem Stücke keine Andeutung, während eine solche Hoffnung nirgend eher zu erwarten wäre als gerade hier.



Digitized by Google

Doch ist hier bei äusserer Uebereinstimmung ein innerer Unterschied hervorzuhe Gregorius wird erhöht, weil er sich aussergewöhnlicher Busse für Verschuldung unterzieh. Oedipus hingegen wird, da auch seine Vergehen mehr „erlitten" als „verübt" sind (πεπονθότα μᾶλλον ἢ δεδρακότα), erhoben zur gerechten Vergütung für unverdientes Leiden:

πολλῶν γὰρ ἂν καὶ μάταν πημάτων ἰκνουμένων
πάλιν σφε δαίμων δίκαιος αὖξοι (V. 1565 f.).

Der Schluss der Gregoriuslegende bietet ein schönes, freundliches Bild: die Wiedervereinigung von Mutter und Sohn. Ja auch seinem Vater erwirbt Gregorius zugleich Gnade:

*ouch erwarp er sînem vater daz,*
*daz er den stuol mit im besaz,*
*dem niemer fröude zegât* (V. 3783 ff.) —

so dass die ganze Familie, die so schwer gesündigt und so schwer gelitten hat, nun für ewig im Himmel vereinigt ist.*)

Werfen wir nunmehr noch einen Blick auf die Gregoriuslegende im Ganzen, namentlich auf den religiösen Gehalt derselben, so dreht sich Alles um die Sünde des Menschen und die göttliche Gnade. Die Tiefe der Sünde und die Tiefe der Gnade — das sind die Angelpunkte; zwischen beiden steht als Vermittlerin die Busse.

In Sünde verfällt der Mensch, im Gegensatz zu dem Fatalismus der Oedipussage, durch freien Willen, im Gegensatz zu der Verführung seitens der Gottheit durch die Verführung des Teufels. Nur wird letzterem doch etwas zu viel Macht eingeräumt, wogegen die „böse Lust des eigenen Herzens", welche nach Jac. 1,14 als das wichtigste Moment erscheint, nicht immer genügend hervorgehoben wird. Somit ist die Motivirung theilweise eine zu äusserliche, zu wenig innerliche, wie namentlich bei dem zweiten Sündenfall der Mutter, was dann zu psychologischen Unwahrscheinlichkeiten oder mindestens zu Lücken in der Entwickelung führt.

Ein ähnlich äusserliches Verfahren tritt auch bei der Anrechnung der Sünde hervor. Während es unleugbar einen grossen Unterschied macht, ob jemand wissentlich oder unwissentlich in Sünde geräth, wird hier ebenso wenig wie zunächst in der antiken Sage darauf Rücksicht genommen, sondern die Sünde immer rein objectiv angesehen und voll angerechnet, der zweite Incest ebenso gut wie der erste. Um dies einigermassen zu rechtfertigen, müssten die etwanigen sündlichen Beweggründe, welche zu jener Ehe verleiten konnten, Ehrgeiz (auf Seiten Gregor's), Leichtsinn und Fleischeslust (auf beiden Seiten), ganz besonders hervorgehoben werden; das geschieht aber nicht, wenigstens durchaus nicht in genügendem Masse.

*) Bech und Fistes, welche hier bei dem „Vater" an den Abt denken, sind offenbar im Irrthum. Einmal wäre die Bezeichnung „*sînem vater*" für den Abt, der doch nur sein geistlicher Vater ist (V. 965), zu kahl, und dann bedarf der Abt, der selber ein frommer Mann (*gotes trût* V. 846) ist, gar nicht dessen, dass Gregorius für ihn eintritt. Wohl aber bedarf dessen sein leiblicher Vater, der vor Vollendung seiner Herzensläuterung und Busse dahingestorben ist. Zum Ueberfluss wird dies durch die Fassung der französischen Legende bei Luzarche bestätigt:

Gregoire —
a cui Deus fist enor tant grant,
que ses pechez lui pardona,
e por l'amor de lui sauva
son pere e sa mere ensament.

Uebrigens tritt hier, wie auch schon in der Inschrift der Tafel (V. 581 ff.), die katholische Lehre von den überfliessenden Verdiensten (merita superabundantia) der Heiligen hervor, welche Anderen zur Ergänzung ihrer eigenen nicht ausreichenden Werke zu Gute kommen. Zum Schlusse fordert der Dichter sogar die Leser auf, mit ihm diesen heiligen Mann als Fürbitter bei Gott anzurufen.

Digitized by Google

Dass bei der Sühnung der Schuld zu der herzlichen Reue in der Regel noch besondere gute Werke hinzutreten, um Gottes Zorn zu besänftigen und sein Erbarmen zu gewinnen, ist früher schon zur Genüge hervorgehoben. Doch bleibt die Verheissung bestehen, dass in aufrichtiger Reue und Busse auch für die grösste Schuld noch Vergebung gefunden werden könne, ja dies ist eben der Satz, den Hartmann an Gregorius und seinen Eltern erweisen will, den er zum Schluss als die Moral des Ganzen hinstellt:

*dâ sol der sündige man*
*ein saelic bilde nemen an,*
*swie vil er gesündet hât,*
*daz sîn doch wirt guot rât,*
*ob er die riuwe begêt*
*und rehte ze buoze stêt* (V. 3811—16).

Dabei vergisst Hartmann jedoch nicht davor zu warnen, dass jemand etwa im Hinblick auf diesen grossen Sünder, der doch Gnade gefunden, muthwillig sich dem Sündigen ergebe.

So leuchtet denn durch das trübe Gewölk menschlicher Schwäche und teuflischer Einflüsse schliesslich doch die Sonne der göttlichen Gnade und Güte siegend hindurch.

Von Oedipus kann man Aehnliches nicht sagen. Ihm als dem Gliede eines verhassten Geschlechtes (Oed. auf K. 960 ff.) steht die Gottheit kalt und feindlich gegenüber, sie treibt den Unglücklichen in Schuld und Verderben und überlässt ihn dann der Pein. Erst spät wendet sie ihm ihre Huld zu, aber nur zur Ausgleichung für so schweres, in der Hauptsache unverdientes Leid: ihm wird der Ort bezeichnet, wo der müde Greis eine Ruhestätte finden soll. Doch in der Art, wie ihm dies gewährt wird, bewahrt die Gottheit bis zuletzt ihr ernstes, düster-erhabenes Angesicht: durch wiederholte Donnerschläge wird dem Oedipus verkündet, dass nun sein Ende nahe, und kaum wird ihm Zeit gelassen, von seinen Töchtern und von Theseus sich zu verabschieden. Des Gottes Stimme, die alle Zeugen des Vorgangs mit Grausen erfüllt, treibt ihn zur Eile an, um den letzten Weg zu wandeln.

So können wir, wie überhaupt in der religiösen Anschauung des griechischen Alterthums, so auch hier höchstens die Gerechtigkeit der Gottheit erkennen, keineswegs aber die volle, wahrhafte göttliche Liebe.

Diese ist jedoch in Gregor's Lebensgange deutlich sichtbar, sie begleitet den *„guoten sündaere“* von dem ersten bis zum letzten Schritte seines Lebens.

Schon dass das Kind mit solcher Schönheit ausgestattet ist *(daz nie zer werlte quaeme ein kint alsô genaeme)*, soll in des Dichters Sinne, der nicht müde wird diese Schönheit hervorzuheben, doch wohl ein Beweis dafür sein, dass Gott, des Kindes Schöpfer und Bildner, ihm wegen der schweren Sünde, aus der es hervorgegangen, nicht seine Huld entzogen hat, dass es die elterliche Schuld nicht mitzutragen hat — wie ja auch die Mutter sagt:

*ouch ist uns dicke vor geseit,*
*daz ein kint niene treit*
*sines vater schulde.**)

*) Vgl. unter Anderm Hesekiel 18,20. — Dazu stimmt allerdings nicht V. 1608 ff., wo Gregorius, sobald er die vom Abte eingehändigte Tafel gelesen, in die Worte ausbricht: *„ich bin vervallen verre ân alle mine schulde; wie sol ich gotes hulde gewinnen nâch der missetât, diu hie vor mir geschriben stât?* Dieser Widerspruch fällt wohl dem Dichter und seiner mangelhaften Technik zur Last. In der Ausführung des Gedichtes selber herrscht die oben von der Mutter ausgesprochene Anschauung.

Digitized by Google

Kaum ist das Kind ausgesetzt, so schickt ihm der süsse (d. i. gütige, freundliche) Christ, der mehr als gnädig ist, den rechten, günstigen Fahrwind. „Unser Herrgott der gute" behütet das Kind in Sturm und Wellen, bis er es wohlbehalten ans Land sendet. Auch in der Klosterschule ist Gott mit ihm, und sein Segen wird ihm in reichem, ja wunderbarem Masse zu Theil. Der Knabe erblüht leiblich und geistig in der schönsten Weise. Und dass Gott der Spender alles dessen ist, wird ausdrücklich gesagt, freilich mit merkwürdigem Anklang an die altgermanische Mythe:

*Got erloubte dem Wunsche über in,*
*daz er lîp unde sin*
*meistert nâch sîm werde* (V. 1091 ff.)

(Der „Wunsch" ist nämlich ursprünglich Wuotan, in dessen Hand alle höheren Güter stehen s. Grimm, Myth. S. 125 ff.)

So hätte sich Gregorius ungestört entwickeln und sein Leben hätte ruhig dahinfliessen können, wenn er nicht, durch Weltsinn verleitet, den treuen Rath seines väterlichen Freundes verschmäht und das Kloster verlassen hätte. Trotzdem zieht Gott seine Hand nicht von ihm ab: er erfüllt die Bitte, mit welcher Gregorius sein Schiff besteigt (V. 1697: *daz ist des ich got ie bat, daz er mich sande an die stat, dâ ich ze tuone funde).* Obgleich er dann seine Mutter freit und jeden Tag Gott „mit Sünde betrübt" (V. 2122), so hat dieser doch Geduld mit ihm. Und nach Entdeckung seiner Schuld, da er in eine Wüste zu gelangen wünscht, führt ihn Gott zu dem Fischer, welcher ihn auf den Felsen bringt. Dort fristet ihm *„der trôstgeist von kriste"* (V. 2947) das Leben, bis dann seine Erlösung folgt und Gottes Segen nun wieder in Strömen der Liebe auf ihn *„den gotes trût"* (3248) niederfliesst *(daz der gereite gotes segen disse reinen mannes pflac mit vlize naht unde tac).*

So geleitet ihn Gott durch sein Leben, welches somit als ein fortlaufender Beweis der göttlichen Huld und Liebe erscheint.

Dem entsprechend ist denn auch das Gepräge beider Sagen im Ganzen. Grossartig ist die Oedipussage, durchtobt von dem Gewitter heftiger Leidenschaften, wie es freilich die Tragödie verlangt — dabei schroff und herb, herb insbesondere „König Oedipus", eine Tragödie des Pessimismus: „Weh, Geschlechter der Sterblichen, wie muss ich gleich dem Nichts euch im Leben rechnen! Denn welcher Mann nimmt ein besser Glück dahin, als eines: sich glücklich zu wähnen und dann, mitten im Wahne, zu stürzen? Ja, dein warnendes Bild, dein feindseliges Geschick, armer Oedipus, mahnt nichts Irdisches glücklich zu preisen." So klagt erschütternd der Chor nach dem jähen Sturze seines edlen, hochverehrten Herrschers. Und als die letzte nothwendige Folgerung aus einer so trüben Lebensanschauung ertönt aus dem „Oedipus auf Kolonos" (V. 1224 ff.) das Wort: Das Beste ist nie geboren zu sein, das Nächstbeste, wenn man geboren ist, so schnell als möglich wieder von hinnen zu gehen.

Viel sanfter und milder ist die Legende — fast möchte man sagen: idyllisch-friedlich, namentlich in ihrem Ausgang. Die Donnerschläge, mit welchen dem Dulder Oedipus sein Ende und damit seine Erhöhung angekündigt wird, andererseits die Glockenklänge, welche den Gregorius bei seiner Annäherung an Rom begrüssen und seine Erhebung gleichsam feiern, sind bezeichnend für den Character beider Sagen überhaupt.

So verdient denn die Gregoriuslegende, so sehr auch der höfische Dichter in der Kunst der Behandlung dem Griechen nachsteht, allerdings nicht die vornehme Misachtung, mit welcher unter Andern Gervinus auf sie herabblickt; ein Katholik mag sie sogar eine „Perle der mittel-

Digitized by Google

hochdeutschen Dichtkunst“ nennen*), wenn er über die verschiedenen Mängel in der Motivirung und die Widersprüche hinwegsehen will. Für den evangelischen Christen entbehrt diese „Perle“ des reinen Glanzes, da die schöne Grundidee durch menschliche Zuthat im hohen Grade getrübt ist.

*) So Egger, Beiträge zur Kritik und Erklärung des Gregorius Hartmann's von Aue, Programm. Graz 1872.

Bemerkung. Einige Versehen sind im Druck stehen geblieben, namentlich auf S. 8, wo zu lesen: φονεὺς — μὴ σπεῖρε τέκνων — υἱός -- διαβὰς — allein gerade diese Orakel — hervor.

Digitized by Google

Digitized by Google

Cornell University Library
PN 687.G82H47
Gregorius auf dem Steine,
3 1924 027 114 259 olin.ovrl

# Date Due

| | | | |
|---|---|---|---|
| MAY 27 1963 M P | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| PRINTED IN U. S. A. | | CAT. NO. 23233 | |

Digitized by Google